Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 9 — Leipzig, den 28. Februar — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Kinder der ewigen Heimat: 3 — Heinrich von Stein. Zweite Hälfte — Die „Sprache Kanaans." 2. Ihr Unrecht — Biblische Wissenschaft bei den Sozialdemokraten — In Sachen des Pfarrers Wenck — Verschiedenes: Es stehet geschrieben; Vom Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Erklärung gegen die Umsturzvorlage — Anzeigen

Die Kinder der ewigen Heimat

3

Ich sah einen Bildhauer eine Statue schaffen. Erst entstand ein Block, der sah aus wie ein Mensch, über den ein Tuch geworfen ist. Man sah, daß es ein Mensch werden sollte. Aber was für einer? Es konnte noch alle Menschen bedeuten: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer. So betrachteten wir es. — Dann setzte er Hammer und Meißel von neuem an und schlug und schuf, und es entstand Linienfluß, man sah, was für ein Geschlecht, was für eine Tracht. Es konnte nicht mehr alle, aber doch noch viele bedeuten: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. — Jetzt setzt er noch einmal an, vorsichtig und zart. Jetzt kommen die kleinen feinen Linien, die individuellen Züge, das, wodurch sein Bildwerk getroffen und treffend wurde: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Judas hungerte nicht mehr, er hatte keine Hoffnung mehr. So lange der Mensch hungert und dürstet, hat er Hoffnung, daß es noch eine Nahrung für ihn giebt. Mags noch so unwahrscheinlich sein, aber die Hoffnung verläßt ihn nicht. Sollte sie sich auf Unmöglichkeiten richten, an die Unmöglichkeiten klammert sie sich, sie bleibt, so lange der Hunger da ist. Ist die Hoffnung geschwunden, so schwand vorher Hunger und Durst, der Mensch ist im Sterben.

Als Jesus das Wort gesprochen hatte von den Leidtragenden, da hat er sich aufthuende, verlangende, vertrauende, zuversichtlich hoffende Blicke gesehen. Und er fuhr fort zu sprechen und sagte: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Gerechtigkeit! Ich denke, vom Geist ist die Rede?

Was heißt gerecht sein? Ohne Unrecht, sagen sie; und Rechtfertigung bedeutet, daß Gott das Unrecht wegstreicht und es nicht ansieht. Höre, dein Unrecht ist mit eisernem Griffel in die Ewigkeit gemeißelt, das tilgt kein Gott aus; höre, Gott sieht dein Unrecht, er müßte ja blind sein!

Aber ich sah einen Vater, der strich seinem Kinde über den Kopf und über die weichen jungen Haare und sah ihm ins bittende Auge und sagte: Du bist mir ein rechtes Kind. Was hatte das Kind so Gutes gethan? O nichts; sogar Böses; das hatte es dem Vater abgebeten. Vater, hatte es gesagt, ich halt es nicht aus. Vater, sei wieder gut. Deshalb nannte der Vater es ein rechtes Kind. Dem Kinde strahlten die Augen und glühten die Wangen. Und ich, der ich unbeteiligt war, konnte meine Freude nicht zurückhalten. Es giebt kein schöneres Bild. Es ist das Bild der Vergebung. Ich bitte euch, helft mir das Bild verstehen. Weshalb nannte der Vater sein Kind ein rechtes Kind, da es doch Unrecht gethan hatte? Weil es abbat? Ist das ein Grund? So ein paar Worte? Aber er erkannte das Herz, den Geist des Kindes darin, die waren in Ordnung. Das wars, was ihm recht war. War denn nun das Unrecht ausgetilgt, war es vergessen? Das wäre ein wunderlicher Vater und ein schlechter Erzieher, der das Unrecht des Kindes vergäße. Daß das Kind ihm trotz des Unrechtes recht ist, das ist das Große an der Vergebung.

Daß die Sünder gerecht werden, ist das Große an Gottes Vergebung. Gerecht sein heißt Gott recht sein. Weshalb? Weil der rechte Kindesgeist, der Geist des Vertrauens da ist.

Auch der Gute ist nicht durch seine Sündlosigkeit gerecht, sondern durch den Geist des Vertrauens. Als Jesus den Geist in sich spürte, da wars, daß er die Stimme des Vaters hörte: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; du bist mir recht, bist gerecht.

Gerechtigkeit hat eben mit dem, was wir so für gewöhnlich Sünde oder Unrecht nennen, gar nichts zu thun. Sie ist eine Sache des Herzens. Ist in ihm der rechte Geist kindlichen Vertrauens, so ist der Mensch gerecht. Seis, daß die Rechtheit des Herzens sich im Abbitten des Sünders, seis, daß sie sich im Gehorchen des Sündlosen zeige, sie ist beidemal dasselbe: Vertrauen.

Der Geist, an dem wir Sünder so arm sind, der Geist des Glaubens, des kindlichen Vertrauens, das ist der Geist der Gerechtigkeit, nach der wir hungern und dürsten.

Selig sind, die da hungert und dürstet.

Am Rande der großen Wüste zog einer dahin, den Rücken mit Schätzen beladen. Er zog zu Markte und hatte kurz vor der Stadt ein Stücklein der Wüste zu durchwandern, wenige Stunden. Zu Mittag denkt er am Ziele zu sein. Aber die Stunden dehnen sich. Die Sonne fällt; er ist noch nicht durch. Er hat sich verirrt. Er geht nach rechts und nach links und kommt nicht ans Ziel. Den ganzen Tag rechnete er seinen Gewinn aus; nun hat er das Rechnen vergessen. Sein Gedanke ist die Herberge, denn sein Mundvorrat ging zu Ende. Der zweite Tag bricht an; sein Gedanke ist der rechte Weg. Es wird Mittag und Abend, nun denkt er nur noch an eine Unterkunft. Der dritte Tag. Seit vorgestern hat er keinen Bissen genossen, keinen Tropfen. Essen! Trinken! Er wirft seine Schätze ab und läuft mit ermattender Kraft. Essen! Trinken! Abermals ein Tag, ein neuer. Blinkt es dort nicht wie eine Flasche? Und was für eine! Die kostbarste, die er bisher sah. Wehe! es ist kein Wasser darinnen. Er schleudert sie verächtlich weg. Das dort, ist es nicht ein Gerstenkorn? Er stürzt sich gierig darauf wie ein Tier auf seine Beute. O, es ist nur ein Edelstein. Hohläugig mit brennendem Blick läuft er und irrt er. Ein Gedanke, ein Gefühl, eine einzige Empfindung, ein Wunsch, ein Verlangen: Essen! Essen und Trinken!

Das ist Hunger und Durst!

Eine Seele, die so hungert und dürstet nach Gott und Gottes Liebe, die so keinen andern Gedanken, kein andres Verlangen hat, als Gott, seine Liebe, seinen Trost, die mochte wohl bereitet sein, Jesu Gabe anzunehmen und zu schätzen.

Wirklich? So an nichts andres denken? Wir haben doch

so viel zu thun! Ist das nicht ungesund, nicht krankhaft, solcher Hunger und Durst?

Du magst recht haben. Ich will dir raten, sag es dem halbverhungerten Mann in der Wüste! Sag ihm: dein Hunger ist ungesund, ist krankhaft; du hast ja alles andre darüber vergessen, das geht nicht! Sag es ihm! Ich fürchte nur, er wird dir antworten: Mensch, gieb mir zu essen, hernach rede weiter. Und ich meine auch, du sollst ihm zu essen geben, hernach magst du ihn warnen, daß er nicht zu viel esse, und wirst gut daran thun, daß sein geschwächter Magen nicht darunter leide. Dann magst du ihm den rechten Weg weisen und ihn mahnen, wieder ans Leben zu denken. Eine Weile wird es noch dauern, eine Weile mußt du ihn noch pflegen, mußt du Geduld mit ihm haben. Hernach freundlich und liebevoll, wie es dir einem Genesenden gegenüber geziemt, gieb ihn seiner Pflicht zurück.

Und eine halbverhungerte Seele willst du mit einigen glatten Redensarten von Vernünftigsein und Pflichtthun kurieren? Gieb ihr, wonach sie verlangt, sättige sie mit Gottes Trost. Und kannst du das nicht, so höhne sie nicht noch.

Oder giebt es ein Mittel, den Hunger anders als mit Nahrung zu kurieren? Man sagt, daß die Trinker schließlich das Essen vergessen. Sie betrügen sich um ihren Hunger. Tausende betrügen sich so, da oben, mit feinen ästhetischen, da unten, mit groben unästhetischen Genüssen. Sie betrügen ihre Seele um ihren Hunger. Und sie sind stolz darauf, daß sie nicht hungert. Aber ob das nun gesunder ist als jener Heißhunger? Ich denke mir, den Heißhungrigen kann man sättigen und dann gesund machen. Aber was macht man mit dem, der keinen Hunger mehr fühlt?

In eine verhungerte Welt trat Christus, in eine verhungerte Welt seine beiden großen Jünger, Paulus und Luther. Und sie sättigten sie mit Gottes Liebe. Gewiß es waren Ausnahmezeiten. Ich gebe das zu. Wodurch waren sie es? Dadurch, daß die rechte Sättigung versäumt war. Solche verhungerte und darnach heißhungrige Zeiten können wieder kommen. Wer sie für ungesund hält, der sorge beizeiten für gesunde innere Lebenshaltung, der sorge beizeiten für gesunden Hunger und Durst und für gesunde Sättigung.

Du hast einen teuern Kranken bei dir. So besorgt sahst du nie aus wie jetzt. Was ist das? Ach, sprichst du, seit Tagen ißt er und trinkt er nicht mehr. Und jetzt plötzlich was glänzt dein Gesicht so? Er hat dir leise mit schwacher Stimme ins Ohr geflüstert: Mich hungert.

Da siehst du, daß Hunger und Durst gesund sind und Zeichen der Gesundheit!

Was ist zu thun?

Die Antwort wird verschieden ausfallen je nachdem, an wem wir etwas thun wollen.

Ists einer, der krank ist, seine Seele hungert deshalb nicht, weil sie mit ihrer Krankheit zu thun hat. Dräng ihm die Nahrung nicht auf; laß sie ihm nahe sein. Ist er mit der Krankheit fertig, greift er von selbst darnach: hilf ihm gegen die Krankheit kämpfen! Er hat seinen Hunger übertäubt. Suche ihn davon abzubringen. Aber fang es nicht täppisch an. Ich glaube, wenn ihm noch zu helfen ist, so ist noch verborgner Hunger in seiner Seele. Schau zu, wie du den verborgnen Hunger weckst.

Ist er heißhungrig, sättige ihn. Aber wisse, es ist eine nur zu häufige Erscheinung, daß die nach langer Betäubung oder Krankheit der Seele heißhungrig Gewordnen umschlagen und fangen an sich zurückzuziehen von ihrer Arbeit, die Lust zu ihr zu verlieren. Sättigung aber, die nicht Lust zur Arbeit giebt, ist übertrieben. Und fangen an nur ans Essen und Trinken zu denken, ihren Hunger und Durst in Unersättlichkeit zu verwandeln, und fangen an sich zu mästen. Aber Gott will bewegliche, thatkräftige Seelen und nicht überfüllte Gefäße.

Er will nicht die Uebersättigung; aber freilich auch nicht das Fasten sechs Tage der Woche und am siebenten eine vereinzelte Mahlzeit. Das Himmelreich ist ein Reich der Gesunden und Starken, die täglich vom Tisch des Vaters ins Leben schreiten, gekräftigt und frisch und arbeitsfroh und täglich mit neuem Verlangen zu seinem Tische treten.

Selig sind, die da hungert und dürstet, denn der Tisch im Heimathause ist ihnen bereitet. Bs

---

Heinrich von Stein

4

Stein hat es selbst ausgesprochen, daß er unter dem Einfluß der Parsifalaufführungen (Sommer 1882) sein Buch Helden und Welt geschrieben habe, dem Wagner, der es durch einen Brief an den Verfasser bevorwortet, eben diese Kunst, „die Dinge der Welt so darzustellen, daß sie selbst reden," nachrühmt. Das Buch enthält zwölf dramatische Dialoge, die nicht zur Aufführung bestimmt sind. Das Vorbild von Remusats „Abälard" und die Renaissanceszenen des Grafen Gobineau veranlaßten Stein, in gleicher Form bedeutsame Gestalten der Vorzeit lebendig darzustellen. Die Szenen drücken eine „Tendenz aus, insofern aus der wahrhaftigen Betrachtung überlieferter Geschichten ein diesen Begebenheiten innewohnender, übereinstimmender Hinweis sich ergab. Solon, in ein chaotisches Weltwesen seinerseits unentrinnbar gebannt, behauptet die mögliche Milderung dieses Verhältnisses, und die Behauptung dieser Möglichkeit kehrt als Andeutung in den sämtlichen Gesprächen wieder, die uns befangende Not, und das Erklingen des erlösenden Notschreies." Zum bessern Verständnis will ich an Schillers Wallenstein erinnern: dem blutigen harten Kriegstreiben, dem rücksichtslosen und künstlich überhitzten Schlachtenleben tritt plötzlich, ungeahnt und darum desto ergreifender das stille Liebesverhältnis von Thekla und Max zur Seite, um uns an die Möglichkeit ganz andrer Lebensbeziehungen zu erinnern. So besteht auch das dramatische Leben dieser Steinschen Bilder in der Kraft, mit der sich die wesenhaften Gegensätze in unvermittelter Schroffheit gegenübertreten. Um solche Szenen lebendig zu gestalten, durfte der Dichter natürlich das Recht freier Gruppirung in Anspruch nehmen und Momente aufzeigen, die nicht überliefert sind, aber eben aus dem Grunde, weil so etwas nicht in den Bulletinstil hineinpaßt. Ich will nicht die sogenannte objektive Geschichtsforschung angreifen; aber alles Quellenstudium giebt doch noch keine Resultate, wenn die Synopse fehlt. Und wenn Schopenhauer als Aufgabe dem Historiker zumutet, die rätselvollen Nachrichten der Vergangenheit aus dem eignen Bewußtsein neu zu enträtseln, so ging Stein wohl nicht fehl, wenn er solche Aufgabe zunächst nur als psychologische Entwicklung einzelner bedeutender Persönlichkeiten begriff, um die sich ihre Zeit dann gruppirt. Solche Darstellung erfordert aber nicht nur den ganzen Fleiß und die wissenschaftliche Methode des historischen Forschers, sondern außerdem noch die künstlerische Intuition eines hellsichtigen Menschen. Vertrauen zu Stein kann man nur bei ihm selber lernen; darum kein Wort mehr über seine Art.

Von den zwölf Szenen gehören je drei den Hellenen, Rom, dem Christentum und der neuen Zeit an. Die drei ersten sind betitelt: Solon und Krösus, Timoleon, Alexander; die römischen: Der Fluch des Hannibal, Cornelia, Der junge Imperator (Pompejus). Das Christentum ist vertreten durch: Die heilige Katharina (von Siena) in Rom, Luther 1545, Aus dem großen Kriege (dem dreißigjährigen); die neue Zeit endlich durch: Dichter und Denker (Shakespeare und Giordano Bruno), Die Tochter Cromwells und Heimatlos, dies letzte Bild eine Szene aus einer modernen Fabrikstadt, die auf ein persönliches Erlebnis Steins zurückgeht. Schon aus dieser Inhaltsübersicht kann man ersehen, daß es sich nicht um Personen handelt, die ihrer Zeit entgegenstehen und ihr etwas Unerwartetes zu sagen haben. Der Inhalt einiger Bilder möge kurz angedeutet sein.

Die Begegnung zwischen Solon und Krösus knüpft an jene bekannte Erzählung an, nach der Solon dem prunkliebenden König auf dessen Frage nach dem Glücklichsten mit den drei Namen Tellus, Kleobis und Biton antwortet und ihn selbst auf den Tod hinweist. Solon hat Athen nach der Gesetzgebung den Rücken gewandt und bei den Aegyptern gelebt; aber deren

Priester priesen nicht die Gegenwart der reichen Kultur, sie sprachen immer nur flüsternd von jenem fernen Traumland Atlantis, ohne vom vaterländischen Boden noch etwas zu erwarten. Das und vieles, was Solon daheim gesehn hatte, hatte ihn stutzig gemacht. Wohl hoffte er, durch seine Gesetze den Athenern zum Glück zu verhelfen, aber nur wenn ihre Bedürfnisse sie nicht nach außen wiesen. Vom Wettbewerb mit andern Völkern hatte er ihnen abgeraten; dafür sollte aber im Innern kein Bürger die Ruhe stören dürfen; „wer Uebel thut, soll nicht allein den gerade von diesem Uebel betroffnen, sondern die ganze Stadt zum Feinde haben.“ Ihm stand der Wunsch vor der Seele „nach einem Staat aus gemeinsamer Arbeit und heiliger Freundschaft, und ein Volk, dem durch Liebe und edelste Natur der Sitte schöne Vollkommenheit stärker als der Bann der Eide gälte.“ Das stimmt nun alles wenig zu dem eiteln Lyderkönig, der gern Athens Patronat übernommen hätte. Als ihn nun gar Solon, statt ihn unter die Glücklichen zu zählen, auf das Ende weist, wo ein einziger Augenblick enthüllt, was lange Tage vorher gewesen sind und bedeutet haben, „wie der zündende Blitz dir plötzlich die Wolkenberge zeigt, deren Schwüle die Nacht hindurch dich bange umfing,“ fühlt sich Krösus in seiner Eitelkeit verletzt, fragt aber doch noch zum Schein, was er denn thun solle. Da antwortet Solon:

Das steht einzig bei dir, dich ernstlich zu besinnen und achtsam zu sein in allem, was du beschließt. Rat nehmen wir kaum vom Leben und Sterben an, viel weniger von Menschen.

Höhnisch weist ihn Krösus zur Thür und spottet seines grauen Gewandes, und wie er jenem den Bettlerstolz läßt, läßt ihn Solon seinem Golde und den Schätzen Assyriens. Eine Stelle sei noch hervorgehoben, aus der wir sehen können, warum Stein es so ernst mit dem Leben nahm. Solon sagt:

Nichts weiß ich sicherer als dies: wie auch immer der gewaltige, dunkle Hintergrund der Dinge in Wahrheit beschaffen sein mag, der Zugang zu ihm steht uns einzig in diesem unserm armen Leben offen, und also schließt auch unser vergängliches Thun diese ernste, tiefe und unentrinnbare Bedeutung ein.

Diese Worte enthalten den ganzen Sinn des Buches, das „Programm“ von Steins Leben.

Luther 1545 ist eine der bedeutendsten Szenen, auch nach der künstlerischen Seite hin, da es Stein hier ganz meisterhaft gelungen ist, die Personen in ihrem Zeitdialekt reden zu lassen und weil sich jeder Mithandelnde als ganze Person, in markigen Strichen gezeichnet, abhebt. Stein hat öfter über Luther geschrieben; in seinem Nachlaßband findet sich eine Szene, Luther 1507, und in den Bayreuther Blättern (1882, 4, S. 101 ff.) hat er Luthers Entschluß, den Bauern das Neinwort zu geben, zu erklären versucht; seine Gedanken sind auch neulich in der „Wahrheit“ (I, Heft 22) dargestellt worden. In der Szene aus Luthers letztem Jahr finden wir ihn auf der Flucht aus Wittenberg. Er kann es nicht mehr ertragen, daß sich an sein Werk so viel Unsitte und Schmarotzerwesen angeschlossen hat; ihn ekelt sein. Hieronymus Weller, der Kanzler Brück, Patzenberger, Melanchthon und Bugenhagen eilen ihm nach und suchen ihn zur Rückkehr zu bewegen. Jeder suchts auf seine Art als nicht so schlimm darzustellen, ja der sanfte Melanchthon fährt mit ein paar derben Worten daher, die er Luther wohl früher einmal abgelauscht hatte. Aber der läßt sich nicht täuschen, nicht beruhigen; er weiß, was er gesehen, er weiß, was er gewollt hat. Wehmütig denkt er der Wartburg, wo er etwas Erstes über dem Neuen Testament geschaffen:

Zur Schande des Evangelii geht zu Wittenberg die Sonne auf, zur Schmach der reinen Lehre bricht die Nacht herein.

Dem Melanchthon giebt er bösen Rat, nur so fortzufahren:

Willst du aber noch ein Lehrlein mit auf den Weg, so erkühne ich mich, dir zu sagen, was Freiheit sei: nämlich Liebe oder Laster, und andres nichts. Liebe ist sie, wo wir durch den Glauben Christen sind; Laster, wo wir davon weichen, wie dies denn die Deutschen mir zeit meines Lebens erwiesen haben.

Er weist Bugenhagen und Melanchthon ab, die sich als Prediger der reinen Lehre rühmen.

Ich finde der Liebe nicht. Was denn reiner Glaube sei — nun, Gott weiß es, so weiß ich es auch, im tiefsten Herzen, im geheimsten Flehen zum Herrn; aber sichtbar erweisen kann er sich doch eben nur an dem guten Werk und inniger Liebe, als die daraus hervorgingen. Die allein zeugen: siehe, hier ist reiner Glaube. Aber das habt ihr mir aus meiner Sache gemacht: Doktrin und aber Doktrin, derlei wäre niemandem in den Sinn gekommen, wenn Liebe über unser Thun und Lassen entschiede. . . . Ich will eine Gemeinde gläubiger Menschen, die in Liebe eines sind, und auch einig befunden werden in Lehre und Formen des Gottesdienstes, daß sie all dies verrichten im Glauben und aus vollem Herzen: und kein Wort weiter, keine Konkordien, keine Doktrin.

Und dann spricht er von den Bauern, die doch besser seien als die „lieben heiligen Walter des deutschen Reichs“; wie er in jenen Nächten gekämpft und gelitten hätte um sie. Er spricht von der Bibel:

Gott Lob! Sie haben die Bibel! Doch hilf, Herr Jesu, welches Herzens müßten sie sein, daß es ihnen gedeihen sollte, also von Angesicht zu Angesicht mit Gottes Wort zu handeln.

Er spricht vom Katechismus, wie er ihn in bitterer Not dem armen Volke gereicht, wo er so gern eine Summa christlicher Erneuerung ihm zu Händen verfaßt hätte, in der statt der dekalogischen Verbote ein neu Gebot gestanden hätte. Als man ihn aber der Verzweiflung schilt, flammt Luther auf:

Glaube ist Seligkeit, so ist er auch Geist und Atem zu allem Guten, ist selber Liebe und Gerechtigkeit. Das ist meine Lehre, an der ich nimmermehr verzage: wie lebte ich, wenn ich das nicht wüßte! Denn es hat sich mir bewährt in tausendfacher Not des Lebens, hoffe mich auch nun derselbigen Lehre im Tode zu getrösten. Darum eben begehre ich von diesem allen abzuscheiden, dies alles, diesen greulichen Betrug nicht mehr zu schauen.

Er kehrt schließlich mit um, aber nicht um wieder einzugreifen, sondern um in Frieden in Wittenberg zu sterben. Das ist der todesmatte, aber ungefangne Luther.

Nur kurz noch das letzte Stück, Heimatlos. Ein kürzlich erst angekommner aber williger Brauknecht ist in den Sudkessel gefallen und halb verbrannt. Der rohe Besitzer heißt ihn schnell fortschaffen, daß kein Gerede entsteht und das Bier nicht verloren geht. Nun tragen sie ihn ins Spital des Arbeiterkrankenhauses; aber da hat er keinen Beitrag gezahlt — er kam erst vor drei Tagen — der Pfleger weist ihn ab. Weiter gehts mit dem totkranken Mann zum Stadtspital; da ist nur ein Bett frei und das soll der eben verunglückte Maurer bekommen, der hat als Stadtsohn ein besseres Recht. Nun gehts zum Pastor; der ringt die Hände beim Anblick des furchtbaren Leides, der Kranke kann vor Schmerz nicht mehr die Hände falten — er schwört im heftigen Zorn gegen die Stadt ein neues Krankenhaus, Pniel zu gründen: aber helfen thut er nicht. Da bringen sie ihn denn in das eigne Haus des einen Trägers. Die Leute legen ihn in das einzige Bett und helfen ihm über die letzten Stunden. Der letzte Hauch des Armen dünkt dem Manne wie der Ruf: Fliehet, fliehet. Er schifft sich mit seiner Familie nach Amerika ein.

Diese letzte Szene berührt einen Gedanken, der den Männern, die an der freudigen Arbeit einer sozialen Neugestaltung in Deutschland begriffen sind, vielleicht schmerzlich ist. Dennoch mögen sie ihn anhören. In den Bayreuther Blättern (1881, 8, 217 ff.) bespricht Stein Goethes Wanderjahre. Er verweilt da namentlich bei zwei Momenten: einmal bei der Bedeutung des Handwerks und der pädagogischen Provinz; dann bei der Auswanderung und dem erhabnen Chorgesang der Auswandrer: Von dem Berge, zu den Hügeln u. s. w.

Wagner hatte es ausgesprochen, daß wir auf deutschem Boden keine innerliche Neugestaltung eines edlern Lebens erwarten könnten, dabei aber immer wieder betont, daß wir Lebende in den Grenzen unsrer Zeit jene kommende Zeit vorbereiten müßten. Stein glaubt denselben Gedankengang in den Wanderjahren wiederzufinden, indem die Pflege des Handwerks (am Beispiel des Zimmermanns und der Weber erwiesen) jene Auswandrer später befähigt „frisch gewagt und frisch hinaus“ zu ziehen. In der Szene „Heimatlos“ will Stein uns vor allem deutlich machen, daß wir in der Region der Dampftechnik trotz aller Milderungen nichts Heilvolles mehr zu erwarten haben; jener Träger Gebhardt flieht, und seine Kinder träumen in der letzten deutschen Nacht von einem warmen innigen Naturleben. Stein wie Wagner meinen nicht, daß wir in Kolonien jetzt schon Neugründungen versuchen sollten; Carlyle hatte zu ausdrücklich auf den Zusammenhang von Mutterland und Kolonien hingewiesen, die sich wie Baum und letzte

Zweige im Blühen und Verblühen verhalten; und den mutigen Versuch Bernhard Försters, in Paraguay ein Neu-Germanien zu gründen, hat Wagner wohl mit schmerzlicher Teilnahme, aber ohne dauernde Hoffnung verfolgt — der Erfolg hat ihm nur zu sehr recht gegeben. Nein, beide Männer rieten zu Positiverem, ohne sich freilich Täuschungen über die Gegenwart hinzugeben. Mir steht es nicht an, diesen Punkt, der einen Teil der Wagnerschen Regenerationsidee bildet, zu beurteilen. Ich wollte aber der Annahme vorbeugen, als ob Stein in dem „Heimatlos" ungerecht gegen das sein wollte, was schon geschehen ist. Sein Blick geht dabei über die Möglichkeit einer zu mildernden Gegenwart hinaus in die wirklich neu gestaltete Zukunft.

5

Steins „Aesthetik Schillers und Goethes" habe ich schon früher einmal (Jahrgang 1893, Nr. 50) in diesem Blatt angezeigt. Es sind akademische Vorträge aus der letzten Berliner Zeit; sie begnügen sich nicht damit, die ästhetischen Prinzipien und Schriften beider Männer zu besprechen (das haben Otto Harnack und für Schiller neuerdings Dr. G. Heine gethan), sondern sie wollen das innige Gemeinschaftsleben dieser zwei großen Freunde an der Hand eines Hauptthemas ihrer Gespräche darstellen und kommen dadurch unmerklich dazu, das wahrhaftige Innenleben dieser Männer dem lauten Völkertanze mit seinem hohlen Spektakel am Ende des vorigen Jahrhunderts gegenüberzustellen. Das Buch ist nicht leicht zu verstehen, aber es hat schon manchen nicht gereut, sich hineingelesen und dadurch namentlich die Gestalt Schillers mit neuer Farbenlebendigkeit gezeichnet erhalten zu haben. Diese Vorträge sind aber nur die Fortsetzung seines größern wissenschaftlichen Werkes: „Die neuere Aesthetik von Boileau bis Winckelmann," das mehr für Fachkreise bestimmt ist. Ich wenigstens kann nicht darüber urteilen, aber Männer wie Carriere und Hermann Grimm haben sich sehr beifällig darüber geäußert, während es auch nicht an Angriffen, z. B. von Hermann Cohen, gefehlt hat.

Ich wende mich jetzt dem Nachlaßband zu, der wiederum einige dramatische Szenen enthält: Die beiden Einsiedler (Paulus und Antonius), Die heilige Elisabeth, Tauler und der Waldenser, Luther 1507, Der große König und Ludwig Sand; außerdem ein Trauerspiel (Trug des Lebens) und vier Erzählungen. Von dem Vermächtnis sei der Schluß als Selbstzeugnis abgedruckt.

Zunächst sei auf die Szene eingegangen, in der Sand seine letzten Stunden vor der Hinrichtung verlebt. Ich wähle gerade dieses Bild, einmal weil es im kleinen ausgeführt ist und in Stoff und Behandlung einen tiefrührenden Eindruck hinterläßt; dann aber auch, um zu zeigen, wie Stein die That, die aus innerm Idealismus heraus gegen die Schranken der politischen Welt springt, zu schätzen und zu würdigen vermagen. Die Thatsache ist bekannt: Sand, ein Vertreter des burschenschaftlichen Deutschtums hat den russischen Staatsrat Kotzebue in Mannheim getötet, weil er in ihm den Hauptrepräsentanten der Schlaffheit und Verräterei zu erkennen glaubte, die die nationale Erneuerung nach den Freiheitskriegen verhinderte. Ein Jahr hat Sand im Kerker an seiner Wunde gelegen, die er sich selbst beigebracht, aber dann sorgsam gepflegt hat, um nicht als Gebrochener den sühnenden Augenblick zu erleben. Im Träumen und Wachen ist er ruhig gewesen; auch am letzten Tage hat er die stille Freude am Blumenstrauß nicht verloren. Der Kerkermeister ist sein Freund geworden; er soll ihn als Einzigster morgen aufs Gerüst begleiten. Sand freut sich, daß es zu Ende geht; er weiß, daß die obrigkeitliche Gewalt ihn fordern muß und doch fühlt er keine Schuld; er bereut nicht. Freunden sagt er, weshalb nicht.

Mit ihnen geht er noch einmal die ganze schöne Zeit der jungen Hoffnung, die düstern Stunden der Enttäuschung, die eigne Bangigkeit durch. Er, der stille Theologe, glaubte sich nicht zur That berufen; er wartete auf sichre Augen und Hände. Dann entschloß er sich mit furchtbarem Zögern; als es so weit ist, ist er völlig ruhig und kaltblütig; auch das einjährige Krankenlager in der Kerkerzelle hat ihn nicht wankend gemacht. Nun bringt dem Scheidenden ein Jugendfreund die Segensgrüße der traurigen, aber im Glauben an den Sohn ungebrochnen Eltern*) — das war mehr, als er zu hoffen wagte. Die Folgen der That waren der Sache schädlich, das weiß Sand; aber sie mußte geschehen, um dem kommenden Geschlecht deutlich zu zeigen, was die jungen Deutschen wollten. Schiller hatte es nur gesehen und durch seine Flucht und ersten Dramen gesagt; nun galt es endlich, es in das Leben hineinstellen. Daß dazu ein Mord nötig war — Gott seis geklagt. Aber nun ist die Idee klar ausgesprochen und seinen Freunden, den Männern des Wirkens und der Kunst, läßt Sand das Erbe, es anzutreten.

Wie er in sich den Mord seinem Fluch abzwang, so steht er auch nicht auf, sondern über dem Schafott. Seinen Richtern will er ihre Aufgabe erleichtern — sie müssen thun, was ihres Amtes ist — und namentlich den Henker sucht er sich in letzter Stunde nahe zu bringen: „denn Sie haben morgen etwas weit Schwereres zu verrichten als ich." Dem Scharfrichter treten die Thränen in die Augen und er verwünscht sein Amt als das härteste auf Erden. Da weiß Sand eignen Trost:

> Es giebt soviel schleichenden Mord in unserm heutigen Dasein, daß es gut ist, wenn noch einer in Gottes und des Rechtes Namen öffentlich tötet. Jener schleichende Mord, den ich meine, das feige Gift — ich bin immer der Meinung gewesen, daß jeder, der nicht aus voller, freier und bewußter Liebe handelt, sich früher oder später auf der Bahn betrifft, die ich die Bahn des Mordes nennen muß. Er lebt vom Leben andrer. Ja, das thun heutigen Tages fast Alle, Alle thun es, die herzlos und gleichgiltig aneinander vorübergehn; denn Teilnahme irgend eines beseelten Wesens ist die Lebensluft, in der wir atmen; dies Zueinander der Seelen müßte, wo es sich kundgiebt, von der allgemeinen Beistimmung und Achtung getragen werden, der Art, daß diese allgemeine Stimmung der Natur das Hervortreten solcher Beziehungen erleichterte. Wo aber vielmehr Herzlosigkeit das allgemeine Gesetz ist, da wird auch zwischen Einzelnen jene Empfindung nie zu der beherzten Freude der Freiheit sich hinaufranken, sondern weichlich und launenhaft bleiben, und so werden wir von Jugend auf um unser Leben betrogen.

So scheidet Sand vom Leben, schwer leidend unter der Erfahrung, daß Gewalt gegen Gewalt aufstehen mußte; aber er bereut seine That nicht. Leicht ist es natürlich, aus diesem Beispiel moralische Deduktionen mit vernichtendstem Resultat zu ziehen; schwerer, die innere Notwendigkeit und tragische Größe solcher Situationen zu verstehen.

Eigenartige Probleme und Verhältnisse führen uns auch Steins Novellen vor, auf die nicht eingegangen werden kann. Auch sie sind alle in dem Sinne moralisch, in dem Sand es ist; man wird zunächst den Eindruck haben, daß er zu hart und zu herb ist. Seine dem Leiden und der Abhängigkeit der Menschheit immer wieder zugekehrte Seite ist es ja auch, die ihn nie der Masse verständlich sein läßt. Aber auch die, die im Interesse eignen Mutes solche Leidensoffenheit als Schwarzseherei ablehnen, werden von ihm lernen, daß es sich dabei nicht um Mangel an Glauben und Gottvertrauen handelt, sondern um tiefste Demut und innigstes Mitleid. Wohl macht Stein nicht so ohne weiteres für das praktische Leben geschickter; den Unkundigen lähmt er, den Heftigen ärgert er. Aber er baut in ruhigen und wartenden Reden das schöne Reich aus, in dem Ergebung und Hoffnung zugleich wohnt; von dem aus wir nur mutiger werden, weil die Enttäuschung seltner wird; in dem wir höchstes Pflichtbewußtsein lernen, weil kein äußerer Zufall uns in dem unbedingten Festhalten an dem als wahr Erkannten beirren kann.

Zum Schluß mögen hier die letzten Sätze seines Vermächtnisses stehen, das er 1881 niedergeschrieben hat:

> Das Leben des Steins ist Schwersein, das Leben der Pflanze ist Reifen, das Leben des Menschen ist: besonnene Hilfe.
>
> Das Grabscheit ansetzen und der Pflanze helfen, daß sie erblüht und dich nährt; das Zugtier einspannen, daß es sich sein Futter vom Felde holt und dir dient; deinem Bruder beistehen, daß er thut wie du: das ist dir, mein Bruder, wie die Schwere dem Stein und die Wucht des Wassers.
>
> Fromme Andacht, auf daß du besonnen werdest, das ist dir, mein Bruder, wie der Pflanze die Blüte und wie die Schönheit dem Meere.

---

*) Wir werden uns an de Wettes Trostbrief an die Mutter Sands erinnern, der für jenen freilich verhängnisvoll wurde.

Du mußt denken, daß du morgen tot bist, mußt das Gute thun
eiter sein.

Zweifelst du, so denke an den Menschen, den du liebst; dann
du, ob du gut oder böse thun willst.

Liebe dich selbst wie deinen Freund und sei geschäftig dir zu
len.

Am guten Tage denke bei allem, was du thust, du schriebest deine
chte in das goldne Buch der Ewigkeit; thue dir nie genug.

Freude ist die Leidenschaft, durch die wir besser werden. So=
u dir und den andern Freude stiehlst und verdirbst, daran thust
ünde.

Fliehe die Sünde, denn du kannst ihr nicht wider=
n.

Hüte dich vor dem harten Wort, dessen du dich gegen deinen
er erkühnst; du kannst es ihm nie verzeihen, daß du ihn
chtet hast; du kannst nie wieder lieben wie vorher.

Hüte dich; denke des Sohnes, den du zeugst.

Hüte dich, hüte dich vor dir selbst, vor Unmut und Haß, und vor
Entschluß, zu dem du nicht lächeln kannst.

Sehne dich und wandre.

Glaube an die Erlösten.

Das ist Stein, wie er mir vor der Seele steht. Ich liebe
zu innig, um nicht den Wunsch zu pflegen, auch andre
gstens auf ihn hinzuweisen. Niemandem sei er aufgedrängt;
um Steins, um der Freunde der Christlichen Welt willen
e ich von ihm. Vielleicht wird nun mancher ihm nach=
und ihn auch lieb gewinnen; vielleicht wird er angegriffen
en; das würde ihn gefreut haben, wenn man ihn ernstlich
Entgegnung für wert gehalten hätte. Viele der „Gebil=
n“ werden ihn nie verstehen; darum ist er ihnen lästig.
uns ist es aber wohl anders. Vielleicht wird auch
her von Stein zu seinem Lehrer geführt, dem er das Beste
ankte, zu Richard Wagner. Wie dem auch sein mag, Stein
edeutend genug, daß die Besten ihn sich ordentlich ansehen
n. P Schubring

Die „Sprache Kanaans“

2. Ihr Unrecht

Ich habe bisher absichtlich mit meinem Urteil über die
ache Kanaans zurückgehalten, um es nun um so deutlicher
uszusprechen: sie ist ihrer Entstehung nach doch unter die
wüchse des Pietismus zu rechnen. Trotzdem ist sie in der
enwart ebenso wenig überwunden wie der Pietismus selbst.
r diesen eine beiläufige Bemerkung. Die Stimmung Fried=
Wilhelms I. von Preußen, der den Pietismus wohl für
wahre Frömmigkeit hielt, ihn aber für seine eigne Person
Lebensstellung für unpraktisch und undurchführbar ansah
deshalb für sich selbst ‚zwar nicht ganz ohne Gewissens=
‘ auf ihn verzichtete, während er ihn seinen Predigern em=
hl, ist auch heute noch nicht ausgestorben. Es ist noch heute
gewissen Kreisen Sitte, das pietistische Lebensideal für sich
st abzulehnen, aber seine Durchführung für die Pfarrer und
n Familie zu fordern. Die katholische Lehre von der dop=
en Sittlichkeit ist manchmal recht bequem. Indessen sind
e Pastoren hieran selbst schuld. Der Pietismus und die
rache Kanaans ist wenigstens in Nordostdeutschland in den
rrhäusern noch am meisten verbreitet. Im allgemeinen hat
letztere allerdings wieder auf ihr eigentliches Gebiet, das
erbaulichen Rede, zurückgezogen. Den Gebrauch der Formel
der Herr will und wir leben,“ der sogenannten Conditio
obaea (Jak. 4, 15) kann man doch nicht ganz hierher rechnen.
er einzelne Glieder des geistlichen Standes, denen die sal=
ngsvolle Rede zur zweiten Natur geworden ist, die sich gleich=
mit dem Talare zu Tische setzen und sich auch im Schlaf=
wie im Talar benehmen, kann man nicht milde genug
eilen. Es ist ja nichts naheliegender, als daß ein Volks=
ner schließlich jeden Menschen für eine Volksversammlung
ieht, kann es einem Pastor, gerade wenn er recht treu in
em Amte lebt, nicht ähnlich gehen? Unerträglich finde ich
Sprache Kanaans oder Anklänge an sie, wo sie als Geschäfts=
ache gewisser niederer Kirchendiener oder christlicher Kollek=
ten oder zu Reklamezwecken auftritt. So trat neulich der
mmelbote einer christlichen Anstalt bei einem benachbarten
stor mit den Worten ein: „Der Friede Gottes sei mit
nen und Ihrem ganzen Hause!“ und was war das Ende
vom Liede? Es mußte dem Manne wegen höchst unchristlicher
Unverschämtheit die Thüre gewiesen werden. Wenn ich „mit
christlicher Gewissenhaftigkeit abgezogne Rot= und Weißweine“
angezeigt sehe, so ergreift mich immer ein gewisser Ingrimm.

Aber in der erbaulichen Rede erscheint der Gebrauch der
Sprache Kanaans vielen noch als etwas besonders Schönes!
Zwar auch das ist erklärlich und läßt sich deshalb leicht ent=
schuldigen. Denn die erbauliche Rede ist wie jede Rede eine
Kunstleistung. Nun verwechselt man aber sehr leicht das Kunst=
volle und das Künstliche, an Künstlichkeit läßt aber die Sprache
Kanaans nichts zu wünschen übrig. Die erbauliche Sprache
muß ferner biblisch sein. Nun gilt aber bei sehr vielen, die
in ihrer Wissenschaft mit der alten Anschauung von der hei=
ligen Schrift gebrochen haben, diese in der Praxis noch un=
gestört. Die allegorische Auslegung besonders des Alten Testa=
ments erscheint vielen in der Praxis als etwas ganz Selbst=
verständliches. Große Teile des Alten Testaments glaubt man
ja praktisch gar nicht anders verwerten zu können, und man
will doch an die ganze Bibel glauben. Nicht nur der Gedanke,
auch die Form, die Worte der Bibel sind das Wort Gottes,
von dem man die Heilswirkung erwartet, oder, um mir das
drastische Wort eines Vertreters dieser Richtung anzueignen:
das Wort Gottes ist ein Samenkorn, darum soll man den
Gemeinden auch wirkliche Körner geben und nicht Mehl oder
Kleie, also — die Schalen gehören mit dazu. Davor, daß man
dadurch die Bibel zu einem Wunder= und Rätselbuche macht,
scheut man nicht zurück, das will man gerade. Der Glaube
sieht ja Wunder nur zu gern. Natürlich muß man da auch
die Konsequenz ziehen, man muß vorgeben, eine unfehlbare
unveränderliche Form der Bibel zu besitzen, wenigstens für die
Praxis. Diese Vulgata der evangelischen Kirche ist bei vielen
die Luthersche Uebersetzung, daher stammt der geheime Wider=
spruch gegen die nun abgeschlossene, ehrlicher gesagt gegen jede
Bibelrevision, gegen Schulbibeln, daher die Vorliebe für die
Sprache Kanaans. Denn die Sprache Kanaans nimmt ihre
Worte aus der Lutherschen Uebersetzung, oft genug im Wider=
spruch mit dem Grundtext. Der Haß gewisser „gläubiger
Kreise“ gegen die neuere Theologie kommt aber teilweise aus
einem schlechten Gewissen. Man empfindet bis zu einem ge=
wissen Grade die kritische Betrachtung der heiligen Schrift als
berechtigt, die Macht der Wahrheit, die in der historischen Me=
thode lebt, ist zu stark, als daß man sich ihr ganz entziehen
könnte. Aber man weiß auch sehr wohl, daß uns der lebendige
Glaube in der Gegenwart meist aus einer Zeit und in einer
Form überkommen ist, die anders von der Schrift dachte. Man
befürchtet darum die Grundlagen des Glaubens zu zerstören,
wenn man seinem eignen kritischen Gewissen Raum giebt. Und
dabei hört man gerade aus orthodoxen Kreisen oft die Klage,
daß es der Verkündigung des Wortes an Lebendigkeit und
Wirksamkeit fehle. Sollte das nicht die Folge davon sein, daß
man sich in die Stimmung einer vergangnen Zeit glaubt hinein=
zwängen zu müssen? Nur das Unmittelbare kann wirken. Nur
eine Reformation, nicht eine Restauration schafft Leben. Unsre
moderne orthodoxe Theologie steht oft unter dem Fluch des
Wortes: Wehe dir, daß du ein Enkel bist! Man sage auch
nicht: diese Rücksicht sind die Pastoren ihren Gemeinden schuldig;
wo da überhaupt christliches Leben ist, ist es fast immer mit
der alten Anschauung vom Worte Gottes verbunden, es will
die Sprache Kanaans hören. Ich will nicht leugnen, daß es
in der Wirklichkeit fast so steht, aber muß es denn so sein?
Ist dieser Zustand nicht durch die übergroße Vorsicht vieler
Geistlichen mit verschuldet? Warum erzieht man denn die
gläubigen Kreise nicht? Gewiß ist die Gemeindeorthodoxie im
christlichen Leben eine große Macht, aber nicht sie, sondern nur
der Glaube muß vor dem Anstoßnehmen behütet werden, und
dem Glauben kann es doch nur förderlich sein, wenn man die
Bibel unmittelbarer verstehen lernt. Dabei ist aber die Sprache
Kanaans oft geradezu im Wege. Soll sie nicht zum unver=
ständlichen Beiwerk werden, setzt sie ja eine große Bibelkennt=
nis voraus, diese ist aber thatsächlich in dem Maße in unsern
Gemeinden oft nicht mehr vorhanden. In den meisten Kreisen
vermittelt überhaupt nicht mehr das Haus, sondern die Schule

die Bibelkenntnis. Und die Schule, besonders die höhern Schulen, sind hierin oft schon weiter wie die Kirchen; verstehen sie ihre Aufgabe recht, wollen sie von der Sprache Kanaans überhaupt nicht viel wissen.

Und trotzdem ist der Gebrauch der Sprache Kanaans auch heute noch sehr entschuldbar. Prediger sind auch Menschen, und manchmal recht viel geplagte. Jedenfalls ist ihr Beruf einer von denen, die am meisten fortwährendes geistiges Produziren fordern. Es ist deshalb durchaus noch kein Zeichen von Unfähigkeit bei ihnen, wenn zuweilen das geistige Kapital und die tägliche Einnahme mit der geistigen Ausgabe in ein Mißverhältnis geraten. Was bleibt da anders übrig, als eine Anleihe zu machen? Besonders junge Prediger sind dazu oft geradezu gezwungen, und eben, weil mancher das Beste bieten will, greift er zuweilen zum Wortschatze der Sprache Kanaans. Man will doch nicht immer wieder dasselbe sagen, einem lebhaften Geist widersteht das. Hier sind besondre Ausdrücke, die noch dazu im biblischen Gewande einherschreiten, so naheliegend! Um so mehr, als der geistige Geschmack gewisser Kreise dabei bleibt, die Sprache Kanaans für besonders schön zu halten. Man wird mißtrauisch gegen sein eignes gesundes Urteil; vielleicht wird man ermahnt, sich eine kirchlichere Sprache anzugewöhnen. Man greift zu, schließlich gewöhnt man sich daran und fährt glücklich im Geleise der Tradition, in das man unmerkbar hineingeraten ist. Aber, was ich da sage, gehört wohl mehr in eine Anweisung für Prediger als vor die Leser der Christlichen Welt. Und doch mag es auch den gebildeten Christen gesagt sein, daß sie selbst an solchem Zustande oft mit schuld sind. Der gebildete Christ will auch in der Kirche etwas Geistreiches, Besondres hören. Nun haben aber nicht alle Pastoren gleich viel Geist und die großen Geister nicht immer gleich viel. Sie wollen es aber recht gut machen, und reden anstatt geistreich gesucht, und dazu ist die Sprache Kanaans wie geschaffen.

Dafür ist die von Professor Loofs (a. a. O. S. 464) getadelte Stelle recht bezeichnend:

> Wenn Stephanus diese Gewißheit nicht hatte, woher hätte er dann die Freudigkeit und den Löwenmut nehmen sollen, dem Behemoth des Hohenrates in die Zähne zu gehen! Die Freudigkeit als eines Einhornes schenke dir der Herr!

Das Wort „als eines Einhornes," dessen Freudigkeit aus 4. Mose 23, 8 in der jetzt gebräuchlichen Lutherbibel stammt, könnte hier ganz ohne Schaden fehlen. Uebrigens hat Luther selbst von einer „Freudigkeit" des Einhorns gar nicht gesprochen, sondern von einer Freidigkeit, das ist ein ganz andres Bild, denn das jetzt ausgestorbene alte Wort „vreidec" heißt soviel wie „übermütig, schrecklich, wild, trotzig." So wird Luther dem Sinne des hier sehr schwer verständlichen Grundtextes einigermaßen gerecht. Wir haben da also ein klassisches Beispiel dafür, wie die Sprache Kanaans oft gar nicht die Bibelsprache ist, sondern die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung oder noch genauer der jetzigen Ueberlieferung der lutherischen Bibelübersetzung. Deshalb spricht man in gewissen Kreisen noch immer mit Vorliebe vom „rosinfarbenen Blute" Christi, von der rosinfarbenen Sünde, obwohl man wissen könnte, daß Kindern dabei immer wieder allerlei süße Gedanken an Rosinen kommen. Heutzutage spricht doch sonst kein Mensch mehr von „rosinfarben," sondern von rosenfarbig. Uebrigens wird an der Stelle, woraus dieser Ausdruck stammt, nicht vom „rosinfarbenen" Blute Christi, sondern nur von der „rosinfarbenen" Sünde gesprochen (Jes. 1, 18). Das vergißt man zuweilen. Wir begreifen, daß alle die, die diese Sprache Kanaans lieben, sich schon bei dem Gedanken einer Revision der Bibelübersetzung unbehaglich fühlen. Auch für die oben erwähnte Erscheinung, wie die Sprache Kanaans sich selbst abnutzt und darum immer gesuchter werden muß, giebt es in der Gegenwart Belege. In einem 1890 erschienenen Büchlein (Kurze Betrachtungen über die Episteln des Kirchenjahres von Hunzinger, S. 16) findet sich die Stelle: „Viel schlimmer ists, wenn wir in Satans Diensten Ziegelbrenner werden." Wie ist der Verfasser zu dieser seltsamen Redeweise gekommen? Daß die Knechtschaft Israels in Aegypten ein Bild unsrer

Sündenknechtschaft sei, ist schon zu verbraucht. Man m
stärker auftragen, und daher diese Wendung.

Noch weitere Beispiele: Häufig begegnet einem in m
dernen Predigten die Wendung: „Mit meinem Gott will
über die Mauer springen" oder „kann ich über Mauern springe
Was damit gesagt werden soll, versteht man ja, aber war
diese seltsame Form des Gedankens? Die Wenigsten wissen, d
die Worte aus Psalm 18, 30 entlehnt sind. So kann
herausgerissene Gebrauch einzelner Bibelworte, der aufklä
soll, gerade das Gegenteil bewirken, er muß stören. Oder,
Pastor will den Gedanken ausdrücken: die Frau gehört
das Haus. So klingt ihm das zu trivial. Er sagt also:
die drei Männer zu Abraham kamen, da er wohnete im H
Mamres, da fragte der Herr: Wo ist dein Weib Sa
Abraham antwortete: Drinnen in der Hütte. Die Antw
war gut, denn drinnen in der Hütte muß das Weib sein u. s.
Das sind freilich viel Worte, das klingt kirchlich und bibli
aber ist darin mehr gesagt wie in dem Satze die Frau
hört in das Haus? Kein Wort mehr, sondern viel wenig
Denn die beiläufige Thatsache, daß Sara damals in der Hü
war, hat doch mit dem Frauenberuf nichts zu schaffen. All
dings, so lange man die Anschauung hatte, daß ein jeder, a
der geringfügigste Vorgang in der Bibel besondre Bedeut
für unser Leben hätte, hatte man etwas erreicht, wenn n
den einfachen Gedanken in diese biblische Form kleidete, n
hatte dadurch seine innere Notwendigkeit bewiesen. Aber d
Anschauung ist nun einmal nicht evangelisch. Nur in der
tholischen Kirche ist es auch heute noch möglich, aus der
fälligen Bemerkung Luk. 22, 38 „hier sind zwei Schwert
einen kirchenpolitischen Grundsatz abzuleiten. Ein Gedanke w
deshalb nicht wahrer, wenn man ihn in eine biblische Fo
kleidet. Mir fällt bei solcher geistlichen Umständlichkeit im
jene bekannte Geschichte von dem Lehrer ein, der zu sein
Primaner sagt: Sie machen in Ihrem Aufsatze viel zu
unnötige Worte, Sie wollen wohl Theologie studieren? Etr
Wahres ist an dieser boshaften Bemerkung. Die Sprache Kana
ist unnötig und darum unberechtigt. Zwar das will ich nicht sag
daß sie die Predigt in der Gegenwart unwirksam mache.
Wirksamkeit der Predigt hängt doch von andern Dingen ab,
allem von der Gnade Gottes. Aber ist der Schade, den
anrichtet, auch nur klein, es ist doch ein Schade, und n
dazu einer, den zu vermeiden in unsrer Gewalt steht.

Darum fordern wir vor allem eine unnachsichtige
seitigung aller ihrer Auswüchse in den für den kirchlichen
brauch bestimmten Gesangbüchern und Agenden. Ich erinn
an die im ersten Aufsatze angeführten Kirchenlieder, die
Verhältnis zwischen Christus und der Seele unter dem brä
lichen Bilde sinnlich ausmalen. Wer unser Volk kennt
weiß, wie es das Verhältnis zwischen Braut und Bräutig
auffaßt, der muß hier zur allergrößten Vorsicht raten. A
die neue preußische Agende ist nicht frei von einzelnen V
irrungen dieser Art. Aber ich will gern anerkennen, daß
Sprache Kanaans im kirchlichen Gebrauche abnimmt. Nur
zwei Gebieten erscheint sie vielen noch heute unvermeidlich,
der Schilderung der Herrlichkeit des heiligen Abendmahls
der des zukünftigen Heils. Spreche man doch offen aus,
es unmöglich ist, sich eine zureichende Vorstellung von dem
künftigen Heilszustande zu machen, geschweige denn eine
schauung davon zu haben. Dann mag man meinetwegen
noch so gewagten Bildern davon reden. Freilich wäre es a
dann angemessener, wenigstens in zarter Scheu bei dem stehen
bleiben, was uns die biblischen Schriftsteller bieten. Man d
auch hier nicht seiner Phantasie die Zügel schießen lassen; so
kann man sich nachher nicht wundern, daß sich in den
meinden über den Himmel und die Seligkeit Vorstellungen bild
die nicht unverdient eine Ursache zu Spott und Zweifel werd

Vom heiligen Abendmahl aber sage ich geradezu:
Sprache Kanaans ist mit daran schuld, daß heutzutage
viele davon fern halten. Man verdunkelt die eigentliche
deutung dieses Sakraments für das Gemeindeleben und
einzelne Seele, wenn man sich nicht streng an seine ursprü
liche Bedeutung hält. Es kann die rechte Abendmahlsstimm

nicht erwecken, wenn man durch ein Beicht- und Kommunionbuch (von Franz Delitzsch, 6. Aufl., Leipzig 1876) Anweisung empfängt, vor der Feier zu beten:

Das ist der Tag, da ich weilen soll an der Stätte deines Hauses, an dem Orte, wo deine Ehre wohnet; wo ich schauen soll die schönen Gottesdienste des Herrn; wo ich wandeln soll um deinen Altar, da man höret die Stimme des Dankes, und da man prediget alle deine Wunder; da meine Augen sehen sollen den König in seiner Schöne, da mir in die Ohren tönet die Stimme meines Freundes: Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her; da ich sitzen soll unter dem Schatten, des ich begehre, und genießen die Frucht vom Baume des Lebens.

Ich mache schließlich noch auf eins aufmerksam: es ist eine allgemeine Klage, daß in der Christenheit zu wenig selbständig gebetet wird. Es sind nur sehr geförderte Christen, die es wagen, einmal ein freies Gebet, d. h. ein zu Worten gewordnes eignes Gebet zu sprechen. Man glaubt eben auch gar zu leicht, wie vom lieben Gott in einer besondern Sprache geredet wird, dürfe man auch nur so zu ihm sprechen. Gewiß gehört ein gewisser Glaubensmut dazu, frei und laut zu beten, aber dieser Schritt würde doch manchem leichter werden, wenn wir es wagten, schlichter zu beten. Wir schleppen noch zu viel Ballast vergangner Jahrhunderte in unserm Glaubensleben mit herum. O B—r

Biblische Wissenschaft bei den Sozialdemokraten

Die Stellung der Sozialdemokratie zur Religion ist heute keineswegs klar und einheitlich. Der letzte Frankfurter Parteitag hat keine Klärung gebracht, scheinbar weil es deren nicht bedurfte, in Wirklichkeit weil bei offner Anfassung der Frage Einmütigkeit nicht zu erzielen gewesen wäre. So ringen zwei Strömungen mit einander, die eine, die damit Ernst macht, daß die Religion freie Privatsache des Einzelnen sein soll, die andre atheistisch-propagandistische, die da sagt:

Es ist das stärkste Stück von Inkonsequenz, einerseits dem Menschen eine neue Weltanschauung beibringen, andrerseits aber die Religion als eine angebliche Privatsache gar nicht in den Kreis der Betrachtung ziehen zu wollen.

Die zweite Richtung hat, wozu nicht viel Scharfsinn gehört, gemerkt, daß die Wurzeln der christlichen Religion in der Bibel liegen; darum sucht sie nun unter dem Volke eine „gemeinfaßliche Darstellung der Entstehung der Bibel, sowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts nach den neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen“ zu verbreiten: Die Bibel oder die sogenannten heiligen Schriften der Juden und Christen, begonnen von Balduin Säuberlich, fortgesetzt von Heinrich Tannenberg (Berlin, F. Harnisch und Co., 1894). Von vornherein scheint es nicht darauf berechnet gewesen zu sein, daß Balduin Säuberlich durch Heinrich Tannenberg abgelöst werde; doch entziehen sich die Gründe dieses Ersatzes unsrer Kenntnis. Den Hauptteil hat immerhin Säuberlich geliefert; denn er hat nicht nur die Schriften des Alten Testaments besprochen, sondern auch die ausführlichen Kapitel über die allgemeinen politischen, religiösen und sozialen Zustände zur Zeit der Entstehung des Christentums beigesteuert, während Tannenberg nur die allerdings besonders interessante Darstellung der Lehre des Apostels Paulus liefert und die Briefe des Neuen Testaments behandelt. Wie man sieht, ist auch so die Arbeit nicht eine vollständige; denn es fehlt eine eingehende Behandlung der geschichtlichen Bücher und der Apokalypse des Neuen Testaments. Gleichwohl darf man das Buch als ein Ganzes bezeichnen, weil die Gesamtanschauung, die die Verfasser vertreten, dem Leser nicht verborgen bleiben kann.

Das eine Ziel, das beide Verfasser verfolgen, ist der Nachweis, daß die biblische Religion, wie überhaupt jede Religion, auf einer doppelten Täuschung beruhe. Einmal sei es Täuschung, daß sie einen göttlichen Ursprung habe, und dann sei es ebenso unwahr, daß sie etwas zum Wohle der Menschheit beigetragen habe oder noch beitragen könne. Die Begründung für diese Sätze wird damit zu erbringen gesucht, daß einerseits die Entstehung der Religion aus dem alten Seelen- und Ahnenkult abgeleitet und das Alte Testament für in höchstem Grade unglaubwürdig, darum auch auf dem historischen Gebiete für unbrauchbar erklärt wird, und daß andrerseits jeder organische Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit in Abrede gestellt wird. Man fragt sich erstaunt, wenn man diese Aufstellungen liest, was es denn mit jenen hohen Gestalten der alttestamentlichen Propheten Amos, Hosea, Jesaja und Jeremia für eine Bewandtnis habe, bei denen in ursprünglicher Kraft das Ueberwältigtsein von Gott und seiner Wahrheit sich kundgiebt, und die gerade dies dazu treibt, dem kultischen Unwesen und der Sittenlosigkeit ihrer Zeitgenossen gegenüber als die wahre Forderung der Religion die reine Sittlichkeit aufzustellen. Aber nach einer gerechten Würdigung der Größe dieser Männer sucht man vergebens; an einem wirklich historischen Sinn und an dem Verständnis für das, was Persönlichkeit heißt, fehlt es diesen Verfassern ganz. Ihr kluger Verstand meint das Dasein und Wachstum der Pflanze erklärt zu haben, wenn ihnen eine oberflächliche Beschreibung ihrer Gestalt und des ungefähren Maßes ihrer Größe in den verschiednen Stadien gelungen ist. Ihr Kopf, der ein Bild von dem Hergang der Geschichte entwirft, soll auch die Kräfte enthalten, die in der Geschichte wirken.

Was von dem wissenschaftlichen Werte der hier gebotnen Abhandlungen über die Religion und die Bibel im einzelnen zu halten ist, wird am besten aus den sprachwissenschaftlichen Daten ersehen, die als die Ergebnisse der eignen Forschungen des ersten Verfassers sich darbieten, während er im übrigen Untersuchungen Andrer in seiner Weise verwertet. Es ist mit Recht von Meinhof in dem trefflichen Biblischen Schutz- und Trutzbüchlein: Die Wahrheit der Bibel, dargelegt gegen die Angriffe der Sozialdemokraten und Freireligiösen. Gekrönte Preisschrift*) gesagt, daß gerade in diesen seinen eigensten Partien Säuberlich „den Eindruck erweckt, als wenn er sich über sich selber lustig macht und — über die, die ihm das glauben!“ Als Beispiel dieser „säuberlichen“ Wissenschaft sei doch hierher gesetzt, was er Seite 150 zur Erklärung des Namens Gott zu schreiben sich nicht entblödet:

Diese sämtlichen Begriffe: Vater, Herr, Priester, Gott — sie gehen alle auf den einen zurück: die Seele, den Geist der Verstorbnen, der Ahnen, der in der Grube (deutsch mundartlich noch: Kotte) liegt.

Dazu macht er die Anmerkung:

Kotte bedeutet sogar meist Mistgrube. Aber man soll selbst den Mist nicht verachten, sprachlich und sachlich entwickelt sich aus ihm das Mysterium. Verbindende Begriffe sind unter anderm: Mister, Master, Meister.

An dieser Probe kann zugleich ersehen werden, wie leicht es sich der Verfasser gemacht hat, alle Religion auf ursprünglichen Seelenkult zurückzuführen, und wie wenig ernst solche Darlegung zu nehmen ist, obschon sie „etwas wirklich Grundlegendes“ zu bieten verspricht (S. 21). Wo solche etymologische Spielereien nicht verschmäht werden, darf man sich nicht wundern, daß von dem Geist der alttestamentlichen Propheten auch nicht ein Hauch verspürt wird und der Sinn trotz aller Aufklärung oder vielleicht infolge der durch sie bewirkten Einbildung zur Empfindung des Unterschiedes zwischen heidnischem Fetischismus und hebräischem Prophetismus zu stumpf geworden ist.

Die Würdigung der alttestamentlichen Schriftsteller fällt daher auch kläglich genug aus. Da er von Anfang an die Absicht verfolgt, zu zeigen, daß „die Konsequenz der geschichtlichen Auffassung der Religion der Atheismus ist“ (S. 4), kann er nirgends unbefangen die überlieferten Dokumente prüfen, sondern überall nur Tendenzschriften „entdecken,“ die auf Täuschung, Betrug der Priester, auf das „Geschäft“ der Pfaffen zurückgehen, das eben, wenn die Wahrheit gemeldet würde, Schaden nehmen müßte. Im übrigen aber giebt er sich in diesen Abschnitten den Anschein, als ob nur so lange die Möglichkeit einer religiösen Wertschätzung des Alten Testaments könne aufrecht erhalten werden, als sich dessen völlige Irrtumslosigkeit glauben lasse. Damit macht er sich seine Aufgabe leicht und beweist andrerseits, wie wenig er von der wissenschaftlichen theologischen Arbeit profitirt hat, die er in seinem Werke zu Rate zieht. Er steht trotz allem gelehrten Firlefanz, den er

*) S. 26. Wir haben das Büchlein bereits warm empfohlen. Es ist zu haben bei dem Sächsischen Volksschriftenverlag in Leipzig und kostet 50 Pfge, 10 Exemplare 3,50 Mk., 100 Exemplare 25 Mk.

selbst produzirt oder anderswo erborgt hat, auf einem längst überwundnen Standpunkte, da er meint, den Wert der Bibel widerlegt zu haben, wenn er den alten Inspirationsbegriff durch allerlei historische Irrtümer in den Schriften des Alten Testaments als unmöglich erwiesen habe, einen Begriff, den schon lange vor Säuberlich jeder kundige Theologe als ein haltloses Gebilde rationalistischer Scholastik erkannt hat. Es macht darum sehr wenig Eindruck, wenn am Ende des alttestamentlichen Teiles erklärt wird:

Die Bibel, soweit wir den jüdisch-sanktionirten Teil derselben betrachtet haben, hat sich nicht als ein wissenschaftliches, gewissenhaft wahrheitsgemäßes, fehlerfreies Buch gezeigt, wie eine Offenbarung Gottes, des geglaubten All-Einen, doch sein müßte, sondern als ein im höchsten Grade mißtrauisch zu betrachtendes, die größte Vorsicht bei seinem Gebrauche erforderndes, mit allen schlechten Fehlern schlechter Menschen behaftetes Menschenwerk dargestellt. Abgesehen von der objektiven Wahrheit, die unparteiische und vorurteilslose Wissenschaft aus ihm schöpfte, und die der Leser gewiß nicht ohne Interesse verfolgte, ist es subjektiv genommen das unglaubwürdigste Buch der Welt. (S. 283)

Auf die objektive Wahrheit, die seine „unparteiische und vorurteilslose Wissenschaft" zu Tage gefördert hat, brauchen wir im einzelnen nicht einzugehen; wir haben die Unfähigkeit des Verfassers, die Geschichte zu verstehen, schon hinreichend beleuchtet, wollen aber doch noch erwähnen, daß auch das mit seiner Wissenschaft sich brüstende Werk nichts weniger als fehlerfrei und die doch so leicht durchführbare Korrektur ganz anders als säuberlich zu nennen ist, und daran erinnern, wie traditionsgläubig der Verfasser ist, daß er den alten Dogmatikern glaubt, wenn sie ihm sagen, wie die Bibel beschaffen sein müsse, um Offenbarung enthalten zu können.

Wir gehen zum Neuen Testament über. Höchst interessant und charakteristisch ist die Art, wie dieses behandelt wird. Mit einemmale sieht der Verfasser hier ein, daß es sich nicht bloß darum handelt, einige Widersprüche in den Evangelien und im Neuen Testament überhaupt hervorzuheben und nachzuweisen, daß nur die wenigsten Schriften (Römerbrief und die beiden Korintherbriefe) wirklich von den Männern stammen, deren Namen sie an der Spitze tragen. Er erkennt, daß sich hier der Streit im letzten Grunde um die Existenz der Person Jesu und um ihre Bedeutung drehe. Daher habe er zwei Beweise zu bringen:

Einmal, daß die Zeugnisse einer Existenz Jesu, wie er uns in der Bibel entgegentritt, derart sind, daß auch die minimalsten von einer historischen Kritik zu stellenden Forderungen auf diese Existenz nur einen sehr geringen Schimmer von Wahrscheinlichkeit fallen lassen, — das andremal aber, daß zur Erklärung des Christentums die Annahme einer Person Jesu nicht nur ganz und gar unnötig ist, sondern daß umgekehrt aus der Entwicklung der das Christentum zusammensetzenden Ideen sich die Entstehung der mythischen Gestalt Jesu ohne Widersprüche erklärt.

Auch die Fortsetzung dieser Stelle muß angeführt werden:

Wenn sich deshalb im Verlaufe dieser Abhandlungen herausstellen sollte, daß die Existenz eines jüdischen Weisen Jesua vielleicht nicht ganz zu leugnen ist, so wird sich gleichzeitig zeigen, daß er nur rein zufällig ins Christentum hineingeraten ist, und daß, während seine für passend gefundne Person in den „Christos" umgewandelt wurde, seine Lehre gänzlicher Ignorirung verfiel. Aber selbst wenn man die Person Jesu historisch genau kennen und sich der Inhalt seiner Lehre mit der des Christentums genau decken würde, so hätte man hierdurch über Ursache und Wesen des letztern ebenso wenig erfahren als man bei Kenntnis von Leben und Lehre des „General Booth" etwas über Ursache und Wesen der Heilsarmee erfährt. Theologie und Schule wissen freilich wenig mehr als zu erzählen, daß „Christus in die Welt kam, die Menschen selig zu machen," heutzutage ist man aber nicht mehr so köhlergläubig, jahrhundertelange Entwicklungen dem Auftreten einzelner Personen zuzuschreiben. (S. 292 f.)

Auffallend ist in diesen gewundnen Erklärungen das unsichre Hin- und Herschwanken zwischen Person und Lehre, wie zwischen Zugeben und Leugnen der Existenz Jesu, und dann der Schluß, der offenbar den übeln Eindruck verwischen soll und zu diesem Zwecke aus der sozialdemokratischen Glaubenslehre ein zwar unbewiesenes, aber kräftiges Dogma hervorholt, das das totale Unvermögen, die Geschichte zu verstehen, noch einmal verrät. Es ist daraus zu entnehmen, daß es doch schwer hält, die Existenz Jesu zu leugnen, und daß er darum auf anderm Wege beseitigt und seine Bedeutung in Abrede gestellt werden muß. Die erleuchteten Sozialdemokraten brauchen ihn nicht, um das Christentum zu erklären, wie sie es verstehen; also wird die rechte Wissenschaft ihn beiseite zu lassen haben.

Es ist nun höchst instruktiv zu sehen, auf welche Weise und mit welchem Aufwande von Gelehrsamkeit das gewünschte Ergebnis erzielt wird. In langer Auseinandersetzung wird dargelegt, wie zur Zeit der Entstehung des Christentums „bei allen in Betracht kommenden Völkern des Altertums unabhängig von einander ganz ähnliche Gedanken schlummerten, die gleich einer gesättigten chemischen Lösung nur des Anstoßes gewartet hatten, um zu krystallisiren" (S. 293). Dieser Anstoß ist aber nicht von Jesus ausgegangen; er war für die Jünger, solange er lebte, und wohl auch in der folgenden Zeit, nichts weiter als ein bloßer Zauberarzt und Wunderthäter. Der Anstoß kam aber auch nicht von den Jüngern, die Jesus nur „zu simpeln Dorfdoktoren" herangebildet hat, „nicht aber zu Aposteln einer neuen Religion"; „diese einfachen Leute, die sich lieber mit Fischerei oder sonst einem Gewerbe beschäftigten" und „die in einem kleinen, weltfernen Winkel gelebt und eine kümmerliche Existenz gefristet hatten," mußten einen „entsprechend beschränkten und armseligen Gesichtskreis" haben und „besaßen wohl kaum die Fähigkeit, einen weltbewegenden Gedanken zu fassen" (S. 372 f.) — wie die jetzigen aufgeklärten Sozialdemokraten in Berlin. Sondern in Paulus ist die Quelle des Christentums zu suchen, und „auf die Dauer kann sich die Theologie bei gewissenhafter Durchforschung des vorhandnen Materials der Thatsache nicht verschließen, daß Paulus als Begründer des Christentums anzusprechen sei" (S. 388). Aber wendet man ein, des Paulus Lehre setze sicher voraus, daß Jesus gelebt habe, so antwortet Tannenberg: Gewiß, aber „diese unentbehrliche Voraussetzung, daß Jesus gelebt habe und Gottes Sohn gewesen sei, ist zugleich mit der Legende haltlos geworden" (S. 388), und das ist es eben, was wir beweisen wollen: das Christentum ist eine von Paulus auf haltlosem Grunde auferbaute Religion.

Das ist der Weg, den das Beweisverfahren der sozialdemokratischen Wissenschaft einschlägt. Das Christentum ist da, aber es ist in die Luft gebaut; es ist eine Religion, die im Kopfe des Apostels Paulus entsprungen ist, der sie den überall vorhandnen Bedürfnissen der damaligen Welt wunderbar entsprechend gelehrt hat. In der glücklichsten Weise hat Meinhof (a. a. O. S. 54) in einem Gleichnis die ganze Haltlosigkeit dieses Beweisverfahrens veranschaulicht. Er sagt:

Ich denke, es war in der Schlacht bei Königgrätz. Der Kampf dauerte schon lange, die Sache stand für die Preußen nicht gut. Ein Regiment nach dem andern mußte zurück, eine Batterie nach der andern wurde stumm, weil die Munition verschossen war. Alles wurde zaghaft, nur der Lenker der Schlacht blieb ruhig, er wußte wohl, was er that. Da stand ein Soldat in den Reihen und sprach laut aus, was mancher dachte: „Wenn nun nicht bald Hilfe kommt, dann ist alles verloren." Kaum hat ers gesagt, da prescht auf schaumbedecktem Roß ein Reiter heran: „Der Kronprinz kommt." Da zuckts durch die Reihen: „Vorwärts, der Sieg ist unser, der Kronprinz ist da!" Wer hat die Schlacht bei Königgrätz gewonnen? Jener Soldat in den Reihen? Er hat es doch zu allererst gesagt! Ja, Sagen und Wünschen ist noch lange kein haben, keine Rettung! Oder jener Reiter? Er hat doch die Botschaft gebracht. Ja, aber hätte er sie sich ausgedacht, oder hätte er sie nur als „wahr empfunden," dann war sein Reiten und Sagen umsonst. Nicht jener Soldat, auch nicht der Reiter, sondern der Kronprinz hat die Schlacht gewonnen, denn er kam: der rechte Mann zur rechten Zeit. —

Plato und die Buddhalehre wünschen Erlösung, wenn nicht alles verloren sein soll. Paulus ist der Reiter, der die Erlösung verkündigt, und mit Jubel hören die ehrlich Ringenden in allen Völkern die Botschaft. Jesus aber, der Gottessohn, thut und bringt das Heil zur rechten Stunde, ja vielmehr er ist das Heil der Welt.

Und nun das Christentum selber, wie es Paulus nach Säuberlich-Tannenberg gelehrt haben soll! Die Sündhaftigkeit der Menschen bildet die Voraussetzung der Lehre des Paulus; aber dieser Begriff ist nicht im ethischen Sinne gefaßt, weil Paulus die geschichtliche Entwicklung, die unserm Geschlechte entschwunden ist, noch allzu deutlich vor Augen stand. Diese weiß nur von einer Kultschuld; denn der Kult, den die Menschheit der Gottheit schuldet, ist nicht in der richtigen Weise geleistet, und darum lastet auf den Menschen eine ungelöste Sühnschuld, die die Ursache alles Uebels in der Welt ist, weil die Gottheit infolge der Vernachlässigung des Kultes den Schutz

weigert, eine Schuld, die jedoch, wie man sieht, mit der k nichts zu thun hat.

Um von dieser Schuld frei zu werden, ist es notwendig, der Gottheit ein großartiges Sühnmittel geleistet werde, mit einem Schlage alle Kultschuld auslösche. Dann wird die nschheit auch vom Tode befreit sein, der den Abschluß der afe für die Nichtlösung der Sühnschuld bildet, und auch Gesetz ist dann abgethan, das nichts andres ist als Mittel, um die Menschen für den versäumten Kult zu tigen. Von jeher galt nun als wirksamstes Sühnmittel das nschenopfer, und besonders das Opfer der Erstgeburt. Nun c kann der Gottheit kein höheres Opfer dargebracht werden, das des erstgebornen Sohnes der Gottheit selbst, der sich er aus freien Stücken seinem Vater als Opfer für die nschliche Schuld hinzugeben hat. Dieses denkbar vollkommenste fer, das je ein Kult aufzuweisen hatte, ist durch Christus racht. Damit ist die Welt entsühnt und erlöst und jeder tere Kult unnötig. Jetzt bedarf es für die Menschen nur h des Glaubens an die Göttlichkeit Christi und des Ein- ts in die Blutbrüderschaft mit Christus durch die Mysterien : Taufe und des Abendmahls. Damit wird die Wieder- burt vollendet, man tritt in den Erlösungsbund ein, dessen ottheit Christus ist.

Mit der Ethik hat, wie mehrmals behauptet wird, die ligion nichts zu thun, und das Christentum macht von dieser gel keine Ausnahme:

> Aus sich selbst heraus hat die Religion niemals eine allgemein nschliche Moral entwickelt; diese ist ihr stets von außen zugekommen.

Die Religion hat nur der Ethik, die das soziale Leben schaffen hatte, hintendrein ihre Sanktion erteilt und sich mit r solidarisch erklärt. Anders ist es bei der Lehre Paulus nicht:

> Hatte man sich ein Anrecht auf die Universalsühne Christi ver- hafft und demgemäß keine Strafe zu gewärtigen, dann durfte man sich trost der Sünde hingeben, ohne Schaden zu erleiden. (S. 463)

Diese sittliche Gefahr hat Paulus selbst wohl erkannt, und sucht ihr auf merkwürdige Weise vorzubeugen. Die Uebel nd ihm eine Folge der Kultschuld; der menschliche Fehler, das aster, ist aber auch nichts andres als ein Uebel für die Mensch- eit. Ist darum die Kultschuld gesühnt, so wird auch die olge dieser Schuld, die Sünde und das Laster, bei dem Menschen verschwinden und der streng sittliche Lebenswandel as Zeichen der Rechtfertigung, des Erlöstseins sein.

Auf diese Weise hat Paulus Religion und Ethik in seinem ystem zusammengeschweißt; aber die so fein gefeilte Schweißungs- elle ist doch sofort bemerkbar, und man erkennt, daß, so rein nd tadellos auch die Ethik Paulus ist, sie mit seinem System ichts zu thun hat. Seine Liebeslehre stammt viel eher aus em Buddhismus, und „was Paulus äußerlich durch dialektische Mittel zusammengefügt, das riß die Kirche durch Schwert und Scheiterhaufen wieder auseinander“ (S. 466).

Das soll das getreue Bild des Christentums und seiner Entstehung sein, wie es die echte Wissenschaft unsrer Tage ent- wollen kann. Wenn irgendwo, so tritt hier deutlich zu Tage, wie wenig Verständnis die Männer, die so schreiben, für das aben, was christliche Religion bedeutet, und es rächt sich hier n der empfindlichsten Weise, daß ihnen jeder geschichtliche Sinn bgeht, der sie die lebendigen Persönlichkeiten und deren Kraft nd Wirkungen, die von ihnen auf die Geschichte ausgehen, würdigen ließe. Es mag sein, daß bei vielen Heiden und Christen die Religion im Kultus aufgeht, aber bei den Pro- pheten des Alten Testaments und bei Jesus ist die Religion twas ganz andres, ist sie nicht Wort, noch äußerliche Geberde, ondern Kraft und Leben. Es mag sein, daß viele Heiden nd Christen Gott durch Leistungen befriedigen wollen — bei den Propheten und bei Jesus heißt Gott ehren ihm stille halten nd seiner Hilfe vertrauen, seinen Willen vernehmen und ihm hne Abstriche überall und allezeit gehorchen. Es mag sein, daß iele unter Heiden und Christen Gott für ihre Zwecke gebrauchen u können vermeinen — bei den Propheten und bei Jesus muß Gott nicht erst gezwungen werden, daß er das Heil der Menschen wolle, sondern wir haben das von ihm uns ent- gegengebrachte Heil anzunehmen und es nicht durch ein Wider- streben gegen seinen Willen abzuweisen. Sein Wille aber ist die Kraft, die dem Menschen eine innere Nötigung verleiht, das Gute zu thun und die Liebe allen Brüdern zu erweisen, und die den Menschen gut macht. Das soziale Leben bringt nur Ordnungen und Gesetze hervor, die auf Berechnung und Utili- tarismus beruhen und jedesmal, wenn sie eingeführt sind, die Enttäuschung mit sich bringen, daß das Heil noch lange mit ihnen nicht erreicht sei. Sie können im besten Falle einzelne gute Einrichtungen zustande bringen, aber niemals, worauf es doch ankommt, gute Menschen schaffen.

Hier offenbart sich der ganze Gegensatz, in dem die Sozial- demokratie — und nicht nur die Sozialdemokratie allein — zum Christentum steht. Es ist in der That ein Kampf von Weltanschauung gegen Weltanschauung. Aber es verhält sich dabei nicht so, wie es sich die Sozialdemokratie vorstellt, als ob das Christentum die veraltete antike Weltanschauung verträte und die Sozialdemokratie die moderne, wissenschaftlich allein berechtigte, verteidigte. Wir erkennen an, daß sie manche Forde- rungen stellt, die das Christentum ebenfalls, wenn auch in anderm Sinne, nämlich ohne davon das wahre Heil zu erwarten, be- fürworten muß, und an deren Durchführung werden wir als Christen mithelfen. Aber daß die Sozialdemokratie in diesen Machenschaften der äußeren Gestaltung der Dinge das Heil er- blickt, beweist, daß sie auf dem Standpunkt der heidnischen Religionen steht, die durch ihre eignen Leistungen das Heil er- ringen wollen; denn ob man meine, die Gottheit dazu nötig zu haben, um den eignen Willen durchzusetzen, wie die Heiden, oder ob man das ganz allein sich selber zutraue, wie die Sozial- demokraten, bleibt sich hier gleich und bedeutet keinen innern Gegensatz innerhalb dieser Weltanschauung. In diesem Stücke zeigt sich auch deutlich die Verwandtschaft der Sozialdemokratie mit dem Katholizismus, in dem ja vor allem das alte Heiden- tum eine neue Stätte gefunden hat, und es läßt sich daraus verstehen, wie es der Sozialdemokratie unmöglich ist, der Refor- mation gerecht zu werden, und wie sie diese als einen bedauer- lichen Rückschritt ansehen kann. Dieser sozialdemokratischen Welt- anschauung gegenüber vertritt das Christentum eine durchaus neue, die das Heil in den höhern sittlichen Mächten und Kräften, die in den Menschen lebendig werden müssen, in der Sittlichkeit sieht, ohne die es seit den Tagen der Propheten keine wahre Religion giebt und die das Christentum nicht als bloßes Accidens, sondern als organisch mit seinem Glauben verwachsen anerkennt. Die Sozialdemokratie verteidigt auf Grund der kalten Berechnung der Nützlichkeit die Abänderung der bisherigen Ordnungen, das Christentum treibt zum Fortschreiten auf dem Weg, allen Hilfe zu bieten, aus herzlicher Teilnahme an dem Ergehen der Andern, aus dem Gefühl der Verpflichtung zur Hingabe und Aufopferung auch da, wo keine Gesetze hinreichen können, und aus dem festen Ueberzeugtsein, daß das Gute und Wahre siegen werde und nicht die erdachten Schranken, die der freien Entfaltung dieser selbständigen Macht einen künstlich aufgerichteten Damm entgegenstellen wollen.

Ich könnte hier schließen; aber dem Bibelwerk von Säuber- lich-Tannenberg ist von der Kreuzzeitung u. a. eine ganz un- geahnte Bedeutung zugeschrieben worden. Man hat dasselbe als Zeugen angerufen in dem jetzt Mode gewordnen Kreuzzug gegen die historisch-kritische Theologie. Insbesondre soll „Stade daraus ersehen können, welche Frucht seine »wissenschaftliche« Arbeit bringt und wem sie dient. Die negative Theologie arbeitet für den Atheismus und die Sozialdemo- kratie“ (vgl. dritte Beilage zu Nr. 530 der Neuen Preußischen [Kreuz-]Zeitung). Ich kann hiergegen nur betonen, daß ich die Männer, die den Wert einer wissenschaftlichen Arbeit nach der miß- bräuchlichen Verwendung durch Zeitgenossen oder Zeitrichtungen beurteilen, weder um die Festigkeit ihrer Glaubensüberzeugung noch um ihr Verständnis der christlichen Religion, die nichts als die Wahrheit will, beneide. Ich will auch nicht untersuchen, ob eine größere Verwandtschaft der Sozialdemokratie mit den Theo- logen der Kreuzzeitung oder mit Stade besteht. Letzterer wenigstens hat vor beiden das voraus, daß er der Geschichte der Offen- barung nachgegangen ist und die Offenbarung Gottes in den gewaltigen Prophetengestalten des Alten Testaments erkannt,

aber sich nicht mit einer Konstruktion der Offenbarung oder einer rationalistischen Zurechtlegung begnügt hat, und daß er sich beugt unter die Daten der Geschichte, sie aber nicht mit seinem Intellekt zu meistern unternimmt. Kann man es den Sozialdemokraten am Ende noch verzeihen, daß sie keine Empfindung von der Hoheit der Propheten und Jesus verspürten, so hätte man doch von Theologen erwarten dürfen, daß sie nicht in denselben Fehler verfallen würden, und daß sie den Sozialdemokraten in Hinsicht auf ihre zur Schau getragne Wissenschaftlichkeit, die sie bei Stade gelernt haben wollen, zugerufen hätten:

> Sie bekam euch übel, die Lektion.
> Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
> Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
> Aber sein Genie, ich meine, sein Geist
> Sich nicht auf der Wachparade weist.

Ja, man hätte erwarten dürfen, daß sie noch mehr als auf den ganz andern Sinn Stades auf die Träger und Bringer der Offenbarung verwiesen hätten, die in ihrer ganzen Hoheit zu verstehen erst die neue historisch-kritische Betrachtung des Alten Testaments ermöglicht hat. Aber nicht nur die Liebe macht blind, sondern leider auch die Partei. Doch es wird an den Propheten und an Jesus auch diese Flut, die alles Leben in Lehrsätze auflöst, zerschellen; der Stein, den die neuen hochweisen Bauleute bei ihren Konstruktionen verwerfen, wird doch der allein tragkräftige Eckstein bleiben. K Marti

---

In Sachen des Pfarrers Wenck

Herrn Pfarrer D. Rade in Frankfurt am Main

Darmstadt, den 13. Februar 1895

Euer Hochwürden

danke ich für Uebersendung der Nr. 6 der von Ihnen herausgegebnen Zeitschrift „Die christliche Welt," wodurch ich früher von dem darin abgedruckten „Offenen Brief an das Oberkonsistorium in Darmstadt" Kenntnis erhielt, als dies sonst geschehen wäre. Auf eine, sei es offne oder private, Antwort seitens des Oberkonsistoriums werden Sie nicht gerechnet haben, da die Behörde nur sich selbst, ihrem Gewissen und dem höchsten Herrn, dem wir alle dienen, Rechenschaft zu geben hat; ebensowenig soll dieser Privatbrief an Ew. Hochwürden eine Antwort auf Ihren offnen Brief sein, weil ich, wenn ich auch die Ehre habe, in dem Oberkonsistorium den Vorsitz zu führen, doch nicht berufen bin, für dieses Kolleg wegen eines Angriffs auf eine von ihm ausgegangne Amtshandlung persönlich einzutreten. Wenn ich jetzt die nachstehenden, nicht vertraulichen Zeilen an Sie richte, geschieht es vielmehr nur in Erwiderung der freundlichen Worte, mit denen Sie ihre Sendung begleitet haben, indem ich zu Ihrer Aufklärung einiges Ihnen mitzuteilen mich verpflichtet fühle.

Daß das Oberkonsistorium nicht gesonnen ist, den ihm unterstehenden Geistlichen „die Mitarbeit an den sozialen Aufgaben für Volk und Kirche" zu untersagen oder übel zu nehmen, belieben Sie aus folgender Stelle der Ansprache, mit der ich im Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs am 12. Dezember vorigen Jahres die fünfte Landessynode eröffnete, zu ersehen:

> Erfreulich ist die Erfahrung, daß die Geistlichen vielfach sich bemühen an der Hebung der mancherlei Schäden unsers Volkslebens mit zu arbeiten, und insbesondre der sozialen Frage ihre Aufmerksamkeit zuwenden. In letzterer Beziehung ist freilich große Vorsicht und ernstes Studium notwendig, damit nicht bei der besten Absicht mehr geschadet als genützt wird. Nicht jeder hat zur Bearbeitung dieser Frage Beruf und Geschick, guter Wille allein genügt hierfür nicht.

Und nun zunächst zur Feststellung des Thatbestands des Falles Wenck.

Herr Wenck veröffentlicht den fraglichen Auffsatz in einer Probenummer der Hilfe, die in tausenden von Abdrücken unentgeltlich durch das ganze Land verbreitet wird. Der Aufsatz erregt bei dem Oberkonsistorium wie bei vielen (ja, wie mir aus Ihrem offnen Brief hervorzugehen scheint, auch bei manchem Ihrer Freunde) Bedenken oder Anstoß. Das Oberkonsistorium

ersucht deshalb zunächst den Vorstand der Südwestdeutschen Konferenz um seine Aeußerung; diese geht unter anderm dahin, da Herr Wenck zugesagt habe, seine gegenüber Vollmar bestehende Meinungsverschiedenheiten litterarisch darzulegen und dadurch den Schein zu beseitigen, als ob er mit Vollmar sozialpolitisch übereinstimme. Das Oberkonsistorium erklärt, dem gerne entgegenzusehen, giebt aber (mit Rücksicht auf die unmittelbar bevorstehenden Vortragsreisen Wencks nach Oberhessen) dem Vorstand anheim, von diesen Reisen vorerst abzusehn, bis Herr Wenck gemäß seinem, nach Mitteilung des Vorstands gegebnen eignen Versprechen die Differenzpunkte litterarisch dargelegt habe. Ein Verbot ist an Herrn Wenck nicht ergangen, und das Ersuchen des Oberkonsistoriums bezog sich überhaupt nicht auf seine Thätigkeit in Darmstadt. Daß der Auffsatz für Dritte, die Wencks seitherige Thätigkeit nicht kannten, und das ist doch die breite Masse der Bevölkerung, die Auffassung zuließ, Wenck billige Vollmars sozialpolitische Thätigkeit, wird nicht bestritten werden können. Nannte doch selbst Hofprediger Stöcker diesen Aufsatz ein „Unglück."

Angesichts dieser möglichen und sehr naheliegenden Mißdeutung war es einfach Pflicht des Oberkonsistoriums, das die südwestdeutsche Konferenz moralisch und materiell unterstützt und deren Agenten und Reiseprediger, obgleich er nicht landeskirchlicher Geistlicher ist, zu Predigten zugelassen und empfohlen hat, dem evangelischen Volke, insoweit es noch nicht der Sozialdemokratie verfallen ist, und den Geistlichen gegenüber Farbe zu bekennen. Es handelte sich darum, klarzustellen, daß das Oberkonsistorium nicht jener verschwommenen und schillernden Meinung zustimme, als ob man unter gewissen Ermahnungen und Kautelen mit der Sozialdemokratie paktiren könne. Dies war um so nötiger, als im Sommer v. J. ein in dem Hessischen Kirchenblatt erschienener, mit K bezeichneter Artikel eines (hessischen?) Geistlichen in weitgehender Weise mit der Sozialdemokratie liebäugelte, allerdings auch von Pfarrer Wahl-Kirtorf die wohlverdiente Abfertigung fand. Bei dieser Gesamtsachlage hatten die hessischen Geistlichen ein Recht darauf, zu wissen, wie das Oberkonsistorium zu diesen Dingen stehe.

Wenn Sie Herrn Pfarrer Naumann und die „gesamte evangelisch-soziale Richtung Naumannscher Observanz" in diese Angelegenheit hineinziehen, so ist wahrscheinlich die Auffassung des Oberkonsistoriums bezüglich des Herrn Naumann und seiner Observanz von der Ihren recht verschieden; aber der Fall Wenck gab Ihnen keinen gerechten Grund, sich mit ihm hierüber auseinanderzusetzen.

Auf die Stelle Ihres offnen Briefes: „Zunächst wundre ich mich, daß die in unserm heutigen Reichstage gehaltnen Reden bei einem evangelischen Kirchenregiment so schwer wiegen," will ich nicht weiter eingehen. Ich persönlich würde es für sehr verfehlt halten, die Rednerbühne der ersten Vertretung des deutschen Volks einfach zu ignoriren, und man könnte sich eher wundern, wenn eine Kirchenbehörde es nicht der Mühe wert halten wollte, von der Reichstagsverhandlung über einen Gegenstand, der in den Bereich ihrer Thätigkeit einschlägt, Notiz zu nehmen.

Nur noch eine Bemerkung erlaube ich mir hinsichtlich des leisen Vorwurfs, daß das Oberkonsistorium sich nicht in einem vertraulichen Rundschreiben an die Geistlichen gewendet habe. Dies war nicht gut möglich, da das Oberkonsistorium sich über einen durch die Presse verbreiteten Artikel aussprach; es wäre aber auch nicht zweckmäßig gewesen, da nach gemachter Erfahrung zu erwarten war, daß der vertrauliche Erlaß von Geistlichen in einer solchen Weise öffentlich kritisirt werde, daß das Oberkonsistorium sich nachträglich zu dessen Veröffentlichung veranlaßt sehen müsse. Das Oberkonsistorium hat übrigens, um eine unnötige Oeffentlichkeit und Bloßstellung des Herrn Wenck zu vermeiden, seine Mitteilung an die Geistlichen nicht, wie eigentlich üblich, im Verordnungsblatt ergehen lassen, sondern als besondre und ausschließliche Mitteilung an die Pfarrämter. Ist sie dennoch an die volle Oeffentlichkeit gekommen, so muß sich Herr Wenck dafür bei seinen Freunden bedanken.

Entschuldigen Sie, verehrter Herr, daß ich Ihnen zumute, diese lange Epistel zu lesen, ich glaubte aber, Ihnen ein Ein-

...auf Ihren „Offnen Brief“ schuldig zu sein, da Sie mich ...dessen Uebersendung beehrten.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu verharren
Ew. Hochwürden ergebenster

W. Goldmann,
Oberkonsistorialpräsident

Nachwort des Herausgebers. Die Veröffentlichung vor- ...den Schreibens erfolgt, weil ich zu der Annahme Grund habe, ...ie von mir erwartet wird. Es scheint mir richtig, eine Erwiderung ...i nicht zu knüpfen. Auf die großen Sachen, die hinter dem Einzel- ...tehen, und die ihm seine Bedeutung geben, wird es ja doch immer ...r gelten zurückzukommen. Nur ein Mißverständnis sei aufgeklärt: ...einem Hinweis auf den nicht vertraulichen Charakter der Ver- ...ung des großherzoglichen Oberkonsistoriums an die Geistlichen lag ...Vorwurf, auch kein leiser, sondern ich erwähnte diesen Umstand ...weil ich damit die moralische Berechtigung meiner öffentlichen Be- ...zung dieses Aktenstückes für mich und andre feststellen wollte. R

Verschiedenes

(Es stehet geschrieben —) so lehrt es sein Wort.

In der Leibesnot, da der Hunger ihn plagt,
Wird zuerst der Angriff auf Jesum gewagt.
„Bist du Gottes Sohn, mach die Steine zu Brot!“
Doch „Es stehet geschrieben,“ das rettet in Not.

Auf des Tempels Zinne der Satan spricht:
„Bist du Gottes Sohn, scheu das Wunder nicht;
Laß getrost dich fallen, verlaß dich auf Gott!“
Doch „Es stehet geschrieben,“ das züchtigt den Spott.

Von dem Berg ein Blick in die weite Welt. —
„Beugst dein Knie du, dies alles zu eigen dir fällt.“
„Heb dich weg von mir, Satan, hinweg von mir, fort!
„Bet Gott an, den Herrn! so lehrt es sein Wort.“

Vorstehendes Gedicht, Invokavit 1893 entstanden, ging mir zu ...mein Wort über „Es stehet geschrieben“ hin, das ich in Nr. 35 des ...igen Jahrgangs veröffentlichte. Der Herr Verfasser fragte mich dabei, ...ich diese Auffassung grundsätzlich ablehne, und erbat sich in diesem ...lle einfache Rücksendung. Ich bringe nun das Gedicht zum Sonntag ...vokavit 1895. Bedarf es nach meinen einstigen Ausführungen wirklich ...h einer Erläuterung, wie ich dazu stehe? Ich meine, die Berufung ...f die formale Autorität eines Schriftworts hat an und für sich gar ...nen Wert. Sie ist auch dem Versucher selbst (Matth. 4, 6) geläufig. ...ott hat seinem Kinde durch die heilige Schrift und aus der heiligen ...chrift unendlich viel zu sagen, und wohl dem, dem die geschriebne ...ahrheit im Augenblick, wo es gilt, Leben und Kraft wird! Ich kann ...r kein Christentum denken, das absieht von dem, was „geschrieben ...ht,“ aber das Pochen auf den Schriftbuchstaben kann nur zu leicht ...r Versuchung und zum Fall werden denen, die es thun, und denen, ...e sich daran ärgern. Was Herz und Vernunft und Gewissen über- ...indet, leitet, erhebt, ist schließlich doch niemals die Thatsache des Ge- ...riebenstehns, sondern der göttliche Inhalt. Wer für den keinen Sinn ...t, für den ist die stärkste Betonung und die tausendstimmige Wieder- ...olung des „Es stehet geschrieben!“ nur ein leerer Schall. Um was ...so streiten wir? R

(Vom Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses) liegt ...ne Erklärung vor, die auch im Anzeigenteil unsrer heutigen Nummer ...um Abdruck kommt. Diese höchst erfreuliche Kundgebung macht den ...rörterungen ein Ende, die aus Anlaß jüngster Vorkommnisse der Zu- ...unft des Kongresses gewidmet worden sind, und an denen auch wir uns ...n unsrer Nr. 7 ein wenig beteiligt haben. Schon Stöckers Worte in ...r. 7 seiner Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung hatten inzwischen ...en Beweis erbracht, daß er nicht willens ist, der Allgemeinen Evan- ...elisch-Lutherischen Kirchenzeitung den Gefallen zu thun und um Nau- ...anns und seiner Hilfe willen den jetzigen Kongreß zu sprengen. In ...er That beruht der Wert des Kongresses, wie er jetzt ist, darauf, daß ...r für die verschiednen kirchlichen und sozialen Richtungen in unsrer ...irche den Boden des gemeinsamen Austauschs über die soziale Lage bildet ...nd damit auch gemeinsames Streben und Handeln innerhalb der durch ...ie sonstigen Unterschiede der Ueberzeugung gesteckten Grenzen ermög- ...cht. Wir freuen uns also aufrichtig der im Aktionskomitee vorhandnen ...inmütigkeit. R

(Die Erklärung gegen die Umsturzvorlage), die zuerst in den ...renzboten erschienen und dann auch in unsrer Nr. 7 zum Abdruck ...ekommen ist, hat so viele Unterschriften gefunden, daß die Sache dem ...mpfänger, Dr. Karl von Mangoldt in Dresden, über den Kopf ge- ...achsen ist. Er hat daher gebeten, ihn mit weitern Erklärungen zu ...erschonen, und empfohlen, sich an einer Bittschrift zu beteiligen, die ...ankdirektor Professor Emminghaus in Gotha und Genossen dem ...eichstage vorzulegen beabsichtigen. Wir können diesen Vorschlag nur ...nterstützen und bitten Gleichgesinnte sich einen Abzug der Petition von ...em genannten Herrn kommen zu lassen. Sie hier zum Abdruck zu ...ringen, dazu fehlt uns der Raum.

Auch Frauen sind mit einem Protest gegen die Umsturzvorlage ...ervorgetreten, der dem Reichstage übergeben werden soll. Unterschriften dafür sammelt Lily von Gizycki, Berlin W, Nettelbeckstraße 24. Nach Anführung des § 130 der Vorlage und seiner Begründung, wonach eine die Ehe und die Familie schädigende Kritik verhindert werden soll, heißt es weiter in dem Schriftstück: „Durch die Annahme dieses Gesetzes wird die Ehe und die Familie nicht geschützt, sondern geschädigt. Denn nur durch die freieste Kritik der gegenwärtigen sittlichen und wirtschaftlichen Zustände, die Ehe und Familienleben aufs schwerste und nachhaltigste erschüttern, wird eine Wandlung zum Bessern herbeigeführt werden können, die es ermöglichen wird, daß das Volk »die Achtung vor den sittlichen Institutionen« nicht verliert. »Beschimpfende Aeußerungen« gegen Ehe und Familie gefährden das sittliche Leben des Volks nicht so sehr, als die gesetzlich sanktionirte und organisirte Unsittlichkeit es thut; und nicht durch »Kundgebungen« werden »weite Bevölkerungskreise« zu dem Glauben verführt, daß die Grundlagen unsers Lebens auf »Unwahrheit und Ungerechtigkeit« beruhen, sondern durch eine Gesetzgebung, die die Hälfte des Menschengeschlechts, die Mütter der Staatsbürger, mit Unmündigen, Wahnsinnigen und Verbrechern auf eine Stufe stellt; die den Mann, dessen zügelloses Leben sich noch an Weib und Kindern rächt, seiner Ehre nicht beraubt, das Weib aber der lebenslänglichen Schande preisgiebt. Wir protestiren gegen die Einführung eines Gesetzes, das uns verbieten will, zum Wohle des Vaterlands vor der Oeffentlichkeit die Ehe und die Familie zu schützen, indem wir die Zustände aufdecken und die Feinde kennzeichnen, die ihren Frieden und ihre Heiligkeit gefährden.“

Eine von Freiburg aus vorbereitete Kundgebung wird in Nr. 9 der „Hilfe“ veröffentlicht werden. Nach dem, was verlautet, dürfte sie eine Menge gewichtiger Namen aufweisen. Es versteht sich von selbst, daß die Gründe zum Protest gegen das drohende Gesetz sehr verschieden sind, und daß, je mehr man einen sachlich detaillirten Widerspruch formuliren will, es desto schwerer ist, die Vielen unter einen Hut zu bringen. Eins ist klar: die solchen Widerspruch erheben, das sind die Idealisten der deutschen Nation, Männer, die den Glauben an die Macht der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe noch nicht verloren haben, allen Erfahrungen der „Undankbarkeit,“ Roheit und Bosheit zum Trotz. Es thut auch gar nichts, wenn Vertreter der evangelischen Kirche da in Einer Reihe stehen mit Vertretern sonstiger idealistischer und doch unkirchlicher Richtungen: es wäre ein Jammer, wenn es nicht außerhalb unsrer Kirche Männer gäbe, mit denen man in praktischen, in sittlichen Fragen zusammengehen könnte, und so ideal steht es wahrlich in unsrer evangelischen Kirche heutzutage nicht, daß sie den Anspruch machen könnte, alle Guten in ihrem Schoße zu sammeln.

Die Entscheidung über die Vorlage liegt beim Zentrum. Folglich weiß niemand, wie sie ausfallen wird. Manche Leistungen des Zentrums in der Kommission berechtigen zu der Annahme, daß ihm daran liege, durch perfide Freundschaftsdienste das Gesetz zu Falle zu bringen. Dahin gehört auch der neueste Zentrumsantrag, der die Vorlage um folgende Paragraphen bereichern soll: „Mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren wird bestraft, wer öffentlich oder vor mehreren Personen, oder durch Druck und Bild das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Menschenseele, den religiösen oder sittlichen Charakter der Ehe oder Familie angreift oder leugnet.“ Unser Gott und unser Glaube will und braucht solchen Schutz nicht. Wir wollen unsre christliche Ueberzeugung frei bekennen dürfen, und das können wir nur, wenn auch die Freiheit sie zu leugnen, ihr zu widersprechen, öffentlich anerkannt und geschützt ist. Sieht die Regierung noch immer nicht, wohin sie steuert? Dieser Zentrumsantrag muß ihr doch die Augen öffnen. Würde er angenommen und die öffentliche Diskussion der religiösen Wahrheit damit unmöglich gemacht, so ergäbe das für die Bekenner der Religion eine Lage, die schlimmer ist als aller öffentliche Hohn und gesetzliche Verfolgung. Wie schneidend macht sich hier wieder einmal im Zeitalter der Parität der Gegensatz der Konfessionen geltend!

Denn in dieser Beurteilung des Antrags wissen wir uns eins auch mit unsrer Orthodoxie. Und damit möchten wir schließen: wenn manche Bekämpfer der Umsturzvorlage auch die protestantische Orthodoxie für sie verantwortlich machen (wie z. B. Wilhelm Jensen in seinem der Nüchternheit allzusehr entbehrenden Protest), so ist ein Unrecht dabei: viele gut „orthodoxe“ Protestanten empfinden da mit uns, und wo nicht, so ist ihre „Orthodoxie“ jedenfalls nicht das, was ihre Haltung bestimmt. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 9 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gymnasium zu Ratzeburg.

Anfang des Sommersemesters: Donnerstag, den 18. April Gleichzeitig Eröffnung des evangelischen Gymnasial-Alumnates, Schwesteranstalt des Plöner Alumnates. Anmeldungen sind schleunigst an den Unterzeichneten zu richten, der auch Prospekte versendet.

Der Gymnasialdirektor
Dr. Waßner.

Julie Stölzel
Amtsrichter Hugo Weizsäcker
Verlobte
Berlin, im Februar 1895

Cand. theol. sucht nach beendigtem Seminar-Kursus zu Pfingsten Stellung als Hauslehrer. Gefällige Angebote unter F N an die Expedition der Christlichen Welt.

In zweiter Aufl. erschien:

Donovan.
Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen
von
Edna Lyall.
Autorisirte Uebersetzung
von
E. Bagge.
Ein starker Band 472 S., geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Leipzig, Georg Wigand.

Vergl. Christliche Welt 1893. Nr. 17 und 18.

Cand. theol. sucht Stellung als **Hauslehrer** oder ähnliche Beschäftigung im In- oder Ausland. Empf. durch Herrn Prof. D. Bornemann, Magdeburg. Offerten sub **S Z 351** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Magdeburg** erbeten.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Korbflaschen

☛ **zu Geschenkzwecken sehr geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** 2c. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24**, alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Vom Verleger der „Christlichen Welt“ nach bezogenen Proben aus voller Ueberzeugung empfohlen!

Die Familienpension mit christlicher Hausordnung **Haus Arndt** in **Bad Bertrich** (Bahnstation Bullay a. d. Mosel) bietet jungen Mädchen beste Gelegenheit, sich während der Kurzeit Mai bis Oktober unter sorgfältiger Anleitung in Küche und Haushalt auszubilden. Auskunft erteilen: die Vorsteherin Frl. Fl. Wolff in Delmenhorst und Pfarrer Pfeuder in Zell (Mosel).

Thorwaldsen: Segnender Christus.
35 — 48 — 56 cm
3.— 7.50 10.—M. o. Porto u. Kiste.
Vorzügl. Ausführung in Elfenbeinmasse.
Theol. Antiquariat.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)
Berlin W. 9 Linkstraße 4

Kruzifixe in großer Auswahl.
Christl. Unterhalt.-Litt.
Gebrannte Sprüche in verschied. Größ. (z. B. 30:50 cm) Preis 6—10 Mk.
Jeder Spruch wird in 2—3 Tagen angefertigt.

30 Stück 1 M. **Konfirmationsscheine** 100 Stück 3 M.
in hübscher Ausführung mit zwei Farben gedruckt. Drei Serien in je hundert verschiedenen Denksprüchen und Liederversen.
Jährlicher Absatz 30—40 000 Stück! Probeschein gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.
Bei vorheriger Einsendung des Betrages erfolgt die Zusendung portofrei.

* Zahlreiche **freiwillige** Anerkennungsschreiben, nicht eingeforderte, wie dies sonst meist üblich. *

Auch diesmal ist das Tuch zur Altar- und Kanzelbekleidung zu unsrer vollen Zufriedenheit ausgefallen.
18. Februar 1894. **P.**, Pastor, **B.** bei Priemhausen.

Anzug- u. Ueberzieherstoffe
für Herren und Knaben,
Altar- und Kanzeltuch
in den stilgemäßen Farben,
echt und reinwollen,
gediegenes Fabrikat
versendet direkt an Private zu **billigsten** Preisen
Th. Herrmann,
Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Besten Dank für heut empfangene Sendung. Mit Ihnen kann doch niemand konkurriren. Ihre Sachen sind wirklich ausgezeichnet und dabei billig.
4. April 1894. **P.**, Pastor, **C.** (Holstein)

* Reichhaltige Musterauswahl frei! *

Erklärung

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses verfolgt mit steigender Teilnahme den Gang der Bewegung, die sich in fa allen Teilen Deutschlands an den Namen und die grundlegenden Arbeiten des Kongresses knüpft. Es erblickt darin den hocherfreulichen That beweis dafür, daß unser evangelisches Volk Herz und Augen mehr und mehr den religiösen und sozialen Aufgaben unsrer Zeit zuwendet un zur Mitarbeit an deren Erfüllung entschlossen ist.

Im Hinblick auf die Angriffe und Mißdeutungen aber, denen in neuester Zeit die Bestrebungen des Kongresses ausgesetzt geweser sind, hält es das Aktionskomitee für geboten, seine Stellung zu den schwebenden Streitfragen nachstehend in klarer und unzweideutiger Weis zum Ausdruck zu bringen.

Wir erkennen die auf persönliche und korporative Selbständigkeit, wie auf sittlich-religiöse, wirtschaftliche und soziale Hebung gerichteter Bestrebungen nicht nur der arbeitenden Klassen, sondern aller ehrlichen Berufsstände grundsätzlich als berechtigt an und erachten ihre vorurteils freie Förderung für eine unverbrüchliche Aufgabe unsers christlichen und nationalen Gemeinwesens. Deshalb erblicken wir auch in der hoffnungs reichen Bewegung der Evangelischen Arbeitervereine eine mit allem Eifer zu fördernde Vorarbeit für künftige, dem sozialen Frieden dienend Arbeiterorganisationen und erhoffen deren kräftige Ausbreitung zunächst in den industriellen Gebieten Deutschlands.

Dagegen machen wir unerbittlich Front gegen alle Bestrebungen und Parteien, die den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß seine christlichen Grundlage entkleiden und nicht im Rahmen unsrer geschichtlich-nationalen Entwicklung auf der Basis unsers volkstümlichen Königs tums an der Besserung der gesellschaftlichen Zustände mitarbeiten wollen.

Wir erkennen daher innerhalb unsrer nicht in politische Parteiform auszuprägenden Bewegung zwar das Vorhandensein verschiedner sozialer Richtungen und Auffassungen als berechtigt, ja als notwendig an, erwarten aber zuversichtlich, daß alle an den Namen des Evangelisch sozialen Kongresses sich anlehnenden Bestrebungen und Arbeiten die unverbrüchliche dreifache Grundlage: christliche Gesinnung, Vaterlandslieb und Königstreue festhalten werden.

Wenn das uns nahestehende Blatt, „Die Hilfe,“ in den letzten Wochen Gegenstand maßloser Angriffe geworden ist, so erklären wir, daß wir von der darin enthaltenen Beurteilung der sozialen Verhältnisse, insbesondre der Sozialdemokratie, mannichfach, zum Teil erheblich abweichen, aber desungeachtet nicht gesonnen sind, die geistige Gemeinschaft mit dem Herausgeber und dessen Mitarbeitern aufzuheben.

Die in diesem Streit gegen unsre Thätigkeit laut gewordnen Anklagen auf pseudowissenschaftlichen und pseudochristlichen Sozialismus weisen wir als unberechtigt zurück und erkennen gerade in ihnen eine der Anschauungen, zu deren Bekämpfung der Evangelisch-soziale Kongreß begründet worden ist.

Unser Bestreben wird darauf gerichtet sein, alle von evangelisch-sozialem Geist ergriffenen Kreise zu einer dem Wohl des Vaterlands und dem Heil der Kirche förderlichen, gemeinsamen Arbeit zu verbinden, und so an unserm Teile mitzuwirken, daß die soziale Bewegung unsers Volks in friedlichen Bahnen verlaufe und zu einem segensreichen Ziele komme.

Berlin, im Februar 1895

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses

Prediger D. Arndt, Berlin; Prediger Burckhardt, Berlin; Professor D. Delbrück, Berlin; Geheimer Regierungsrat Professor D. Gierke, Berlin; Pastor Goehre, Frankfurt a. O.; Oberverwaltungsgerichtsrat Hahn, Berlin; Professor D. Harnack, Berlin; Professor D. Kaftan, Berlin; Kommerzienrat Metzenthin, Brandenburg, Schatzmeister; Landesökonomierat Nobbe, Berlin, Vorsitzender; Prediger Rahlenbeck, Schöneberg; Prediger Professor D. Freiherr v. Soden, Berlin; Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin, zweiter Vorsitzender; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wagner, Berlin.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ Hierzu eine Beilage von R. Kox, Weingroßhandlung in Duisburg ☚